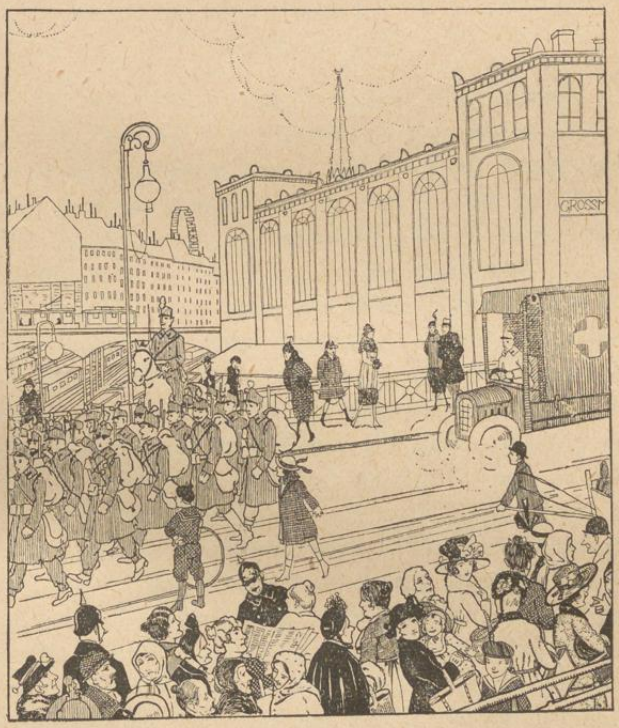
Wiener Hinterland

(1914–1918)



Brief ins Feld.

Jetzt sind es schon wieder mindestens vierzehn Tage, seitdem ein Brief von Dir gekommen ist. Und weil ich mir wieder einmal vor lauter Warten, Wünschen und Bangen nicht mehr zu helfen weiß, so setze ich mich eben hin und schreibe Dir. Freilich, es ist sehr unbestimmt, wann Du den Brief erhältst, vielleicht kriegst Du ihn überhaupt nicht, aber für uns in friedlicher Unruhe zu Hause Gebliebenen ist das Briefschreiben die einzige Beruhigung, die wir uns verschaffen können. Man kann dem lieben Menschen draußen im Felde gar nichts Gutes tun, gar nichts Liebes erweisen, drum malt man auf das weiße Papier alle die ungenützte, unverbrauchte Liebe und Freundschaft hin, mit der man gleichsam hilflos dasteht. Man schreibt und schreibt und täuscht sich derart einen Kontakt mit dem seit Monaten Abwesenden vor, bis man fast daran glaubt: er muß es spüren, daß wir an ihn denken, er muß uns hören ... Denn alle diese hunderttausende Briefe, die wohl jeden Tag von Wien und aus den anderen Städten und Gegenden des Reiches nach Norden, Osten und Süden geschickt werden, das sind nur scheinbare Briefe. Eigentlich sind es lauter Rufe und Schreie; stumme Schreie, die in die Nacht hinausklingen, Rufe, auf die erst spät ein Echo zurücktönt und manchmal auch keines ..

Entschuldige diese trübsinnige Anwandlung, sie ist in einem ins Feld gerichteten Briefe gewiß nicht am Platze. Man sollte einem auf dem Kriegsschauplatze Befindlichen niemals sentimental und vielleicht nicht zu oft schreiben. Viele von draußen Zurückgekehrte, mit denen ich sprach, haben es mir gesagt, und auch Du, lieber Gustl, hast es mir wiederholt geschrieben: daß man Briefe von zu Hause, so heftig man sich mit ihnen freut, dennoch beinahe fürchtet, weil sie einen aus der Erstarrung, in die man allmählich geraten ist, wieder aufrütteln, weil sie einen weich machen und an das alles erinnern, was man zurückließ. Ich will mir also wirklich alle Mühe geben, möglichst unsentimental zu sein, obwohl es nicht leicht ist. Jeder, der einen Angehörigen im Felde hat, ist auch mit der Hälfte seines Wesens eingerückt und dient seinen Teil ab. Es ist beinahe so wie damals, als Du vor langen Jahren und von mir, dem jüngeren Bruder, ehrfürchtig bewundert und beneidet, Dein Einjährigenjahr abgedient hast, nur daß die Sache jetzt leider nicht ganz so harmlos ist wie ein friedliches Einjährigenjahr. Aber ich habe auch jetzt wieder alles getreulich mitgemacht: im August das hastige Besorgen der Uniformen und Sorten, das scharfsinnig ausgeklügelte Packen des kleinen Offizierskoffers, bin zweimal in der Woche nach Bruck an der Leitha gefahren, weiß genau Bescheid um Deine Vorgesetzten und Kameraden, kenne Deine ganze Landsturmkompagnie und auch Deinen Offiziersdiener, der so unwahrscheinlich brav und treu ist, als ob er eine Figur aus einer alten, rührenden Geschichte wäre. Ich bin dann auch bei Deinem Abmarsch eine Strecke mitmarschiert, als einziger besser gekleideter Zivilist und unbekümmert darum, ob es elegant, fair und fashionable ist.

Und dann bist Du mir entschwunden, und ich habe nichts mehr leisten können, als Dir recht häufig zu schreiben und auf Deine Briefe zu warten. Meistens waren es nur Karten, diese jetzt überall so sehnsüchtig erwarteten rosafarbenen und eilig mit Bleistift bekritzelten Feldpostkarten, die mir bis auf weiteres wichtiger und interessanter sind als alle etwaigen mondänduftenden, heliotropfarbenen und überzeugend unaufrichtigen Zuschriften. Du hast keine Ahnung, wie man eine solche Feldpostkarte verschlingt, wie intensiv und genau man sie liest, wie man den Poststempel und jedes kleinste Wort auslegt und deutet. Und sofort nimmt man die Landkarte zur Hand und folgt dem Landsturmbataillon auf dem Fuße. In den Karpathen, die ich wahrscheinlich in der Geographiestunde verschlafen habe, kenne ich mich jetzt fabelhaft aus. Ich mache alle eure Bewegungen mit, den Feldwachdienst auf einer beschneiten einsamen Kuppe, die Schrecken des Angriffs und des Rückzugs, denn dem Angehörigen sind Erfolg und Mißerfolg gleich furchtbar. Und als ich unlängst im Verordnungsblatt, in der Rubrik „zu Landsturmoberleutnants werden ernannt" Deinen Namen fand, da war ich törichterweise beinahe stolz wie damals, vor langen Jahren, als Du mit den Korporalsternen nach Hause kamst — nur daß die Sache jetzt, wie gesagt, leider nicht so harmlos ist.

Am schwersten empfindet man das Mitdienen, wenn plötzlich die Feldpostkarten ausbleiben. Die gleichgültigsten Dinge bringt die Post: Drucksachen, Liebesbriefe, schlechte Rezensionen, Lieferantenrechnungen, Zahlungsaufforderungen und nicht eine einzige rosafarbene Feldpostkarte. Du, das ist schrecklich. Da wird man unruhig, nervös, gereizt, ist für alle noch so wohlgemeinten Beschwichtigungen unzugänglich. Ich

laufe von einer Auskunftsstelle zur andern, sehe Dich kriegsgefangen in Irkutsk oder Kursk, lese ängstlich die Verlustlisten, zögere beim Buchstaben H und habe beinahe schon den Wunsch, Dich als Leichtverwundeten auf dem Nordbahnhof in Empfang nehmen zu können.

Mir scheint, jetzt war ich wieder sehr trübsinnig. Geschwind ein harmloses Thema herbei. Wie hast Du Weihnachten und die Silvesternacht verbracht? Und hast Du alle oder wenigstens einen Teil unserer vielen nahrhaften Pakete und Musterdüten bekommen? In den letzten Wochen war das meine Hauptbeschäftigung: das Abwägen, Beschreiben und vorschriftsmäßige Verpacken von Feldpostpaketen und Mustern ohne Wert. Der Inhalt war aber durchaus nicht wertlos. Zum Beispiel Salami, davon kostet das Kilo sechs Kronen, was ich deshalb so genau weiß, weil ich immer selbst einkaufen gehe. Das ist bei meiner bekannten Abneigung gegen das Packerltragen ein ganz besonderer Beweis aufopfernder brüderlicher Liebe. Wenn Du schon nicht alle Pakete und Düten bekommst, sollst Du wenigstens wissen, was drin war. Außer Seidenwäsche, die Du aus triftigen feldmäßigen Gründen verlangt hast, Wollsachen, Zigaretten und Zündhölzchen noch eine ganze Delikatessenhandlung: Tee, Zucker, Rum, Schokolade, Jam, Kompott, Spiritus, Seife und ein langgestrecktes Selchkarree, an das die Mama eine Gebrauchsanweisung geheftet hat: muß in heißem Wasser zugestellt und so lange gekocht werden, bis . . . ja, bis — wenn man nur wüßte, ob es überhaupt ankommt. Die Mama wird immer durch den Gedanken beunruhigt, daß gerade dieses wertvolle und interessante Paket am Ende den Russen in die Hände fällt. Die werden sich sicherlich nicht an die

Gebrauchsanweisung halten, das Karree samt den Kerzen roh verzehren, den Brennspiritus austrinken und nur die Seife unbenützt lassen . . .

Nun bin ich mit meinem Brief zu Ende, lese ihn durch und nun scheint es mir, als ob ich Dir noch so viel zu sagen hätte, als ob ich Dir das Wichtigste und Eigentliche gar nicht gesagt hätte, wie das so oft vorkommt. Nicht, daß ich Dir vielleicht noch besondere Neuigkeiten zu melden hätte, von uns und aus Wien ist kaum etwas Merkwürdiges zu berichten. Es ist nur, daß in meinem Briefe nicht das Gefühl so recht zum Ausdruck kommt, das mich zum Schreibtisch getrieben hat: der Wunsch, Dir in Worten die Hand zu drücken, Dir zu sagen, daß wir beständig an Dich denken. Und auch Du auf Deiner Schneekuppe bist mit dem Gemüt gewiß in unserem kleinen altmodischen Speisezimmer. Briefe schreibt man ja nur, um von einem Gemüt zum anderen Brücken zu schlagen, auf denen die Gefühle sich begegnen, und eigentlich müßte man es wie die Verliebten tun, die am Schluß ihrer Briefe ein Kreuzlein machen und daneben schreiben: küsse hier. Allen ergeht es jetzt genau so. Die Uhrmacherin nebenan, deren Mann eingerückt ist, und der Spezereiwarenhändler, dessen Sohn im Felde ist, Leute, mit denen ich nie etwas gemeinsam zu haben glaubte, die laborieren jetzt an den nämlichen Stimmungen und Seelenzuständen wie ich, eine Gemeinsamkeit, die freilich nur ein schwacher Trost ist. Und wenn Deine Feldpostkarten gar zu lang auf sich warten lassen, dann werde ich mich gar nicht genieren und im Vorübergehen bei der Uhrmacherin oder dem Spezereiwarenhändler zu einem Sorgenplausch stehen bleiben: vielleicht ist es ein gutes Zeichen, daß er nichts schreibt, vielleicht

kommt morgen was ... Ja, wir alle können, hilflos wie wir sind, nichts anderes tun. Wenn die Feldpostkarten nicht kommen wollen und man sich gar nicht mehr zu raten weiß, dann bleibt nichts übrig, als die Sehnsucht und die Hoffnung einzuspannen, die zwei braven, treuen Rößlein, die jetzt so schwer zu ziehen haben. (1915)

Frühling in Raten.

Maifragmente.

Irgendwo in den Schriften eines berühmten humoristischen Kollegen kommt diese komische Figur vor: der Oberlehrer, der jedes Jahr im Mai vor die kleine Stadt hinauswandert, um das Blühen einer bestimmten Lindenallee zu bewundern und es dann schwärmerisch zu beschreiben. Jedes Jahr derselbe Frühling, dieselbe Allee, dieselbe entzückte Schwärmerei. Nun habe ich wirklich sehr wenig Oberlehrerhaftes an mir, aber ich spüre doch eine Ähnlichkeit, namentlich in diesen unverbesserlichen ersten Maitagen, wo es mich immer wieder hinauslockt in die grünen Bezirke, die ich schon so oft geschildert habe, die aber noch immer sehr reizvoll und frisch sind. Es hat ja jeder seine Lindenallee, wo man Lieblingsgedanken und Wünsche ungestört spazierenführen kann, wo die großen Enttäuschungen, die man aus den steinernen Bezirken mitgebracht hat, unversehens wieder zu kleinen Illusionen werden. Jetzt freilich wird wohl der Oberlehrer auf seinen gewohnten schwärmerischen Spaziergang verzichten müssen, weil andere Dinge ihn in Anspruch nehmen dürften. Man kommt wirklich nicht dazu, an den einst so beliebten Mai zu denken, und hat absolut keine Zeit, sich in holder Schwärmerei zu betätigen. Aber man kann sich auch mitten in der Stadt den Frühling suchen und zusammentragen, in

kleinen Bildern, Blicken, Stimmungen. Es ist ja nicht die große Schwärmerei, nur ein Surrogat, in kleinen Abschnitten zugemessen, wie das Brot, ein Frühling in Raten: eine ganz bescheidene Schwärmerei, die nicht in der Arbeit stört, keine Zeit vergeudet und keinerlei Spesen verursacht — wie es sich eben für einen Frühlingsschwärmer von 1916 gehört.

An einem solchen frisch gewaschenen sonnigen Vormittag tritt einem der Frühling in allen möglichen städtischen Varianten entgegen. Man darf sich natürlich nicht auf herkömmlich poetische Bilder und Stimmungen kaprizieren. Auch der Anblick des Naschmarktes hat landschaftlichen Reiz, und die Körbe mit grünem Gemüse wirken direkt malerisch. Es ist sozusagen ein Magenfrühling, durch den man hier wandert, eine blühende, fruchtbare Landschaft, in der die guten Dinge nach einer unveränderlichen Einteilung aus dem asphaltierten Boden wachsen: an der Wiedner Hauptstraße Obst und Blumen, in der Mitte Öl und Fische, daneben Südfrüchte und gegen die Sezession zu Erdäpfel, Zwiebel und Knoblauch. Es gibt auch einen Straßenbahnfrühling. Natürlich nur für den abgehärteten Schwärmer, der sich weder durch die vielen plakatierten Verbote und Warnungen, noch durch das Stehen auf einer ausverkauften Plattform, wo einem eine Messingstange in die Magengrube gedrückt wird, aus der Stimmung bringen läßt. Plötzlich steigt einem ein lieblicher Blumenduft in die Nase und man fühlt sich am Halse von Blütenzweigen angenehm gekratzt, wird sich aber wohl hüten, darüber eine Bemerkung zu machen, daß die gegenübersitzende Frau in Gesellschaft eines stattlichen Topfgewächses reist. Sie hätte ja ebenso gut eine Wäscherumpel oder einen Papageienkäfig

mitbringen können. Hat man schließlich das Glück, einen Fensterplatz zu bekommen, dann kann man ungestört Beobachtungen machen und alle die Stadtfrühlingstypen studieren, die draußen vorüberhuschen: barhäuptige und kurzgeschorene Männer in mittleren Jahren, die hoffnungsvoll in der Sonne wandeln, weil sie sich davon einen neuen Haarfrühling erwarten, ältere, konservative Herren, die dem Frühling nicht trauen und den Winterrock prinzipiell nicht ablegen, ehe nicht die Eismänner vorüber sind. Und wenn die Straßenbahn an einem Theater vorüber fährt, in dem abends eine Klassikeraufführung stattfindet (es gibt solche Straßenbahnlinien), so erblickt man auch hier eine Art Frühling, nämlich Knaben und Jünglinge, die sich schon jetzt einen guten Stehplatz sichern wollen. Unsereins spürt jetzt, selbst auf dem bequemsten Orchestersitz, die Theatermüdigkeit schon in allen Gliedern, und diese standhaften Jünglinge begeistern sich bis 11 Uhr nachts, teils auf dem linken, teils auf dem rechten Bein, und überdies bereiten sie sich, zu dritt über ein Reklameheft gebeugt, gewissenhaft auf den Kunstgenuß vor — ja, das ist noch Jugend.

Das ist alles sehr schön, sehr lieblich und rührend, aber diese Frühlingsraten und Maifragmente ergeben doch nicht die komplette Schwärmerei, die ich brauche. Und ich spüre immer deutlicher, wie sich die Ähnlichkeit mit jenem Oberlehrer in mir regt und wie es mich unwiderstehlich hinauslockt nach der Lindenallee. Es ist eigentlich gar keine Allee, sondern ein simpler Weg längs eines Wiesenabhanges, aber der Name ist so anheimelnd und mild resigniert wie ein Novellentitel von Storm oder Saar: Sommerhaidenweg. Das klingt ganz weltabgewandt, und doch liegt der Sommer-

haidenweg im 18. Wiener Gemeindebezirk, in Pötzleinsdorf, gleich links von der Endstation. Es ist ja nichts Besonderes: auf der einen Seite blickt man hinunter auf die nahe und ferne Stadt, auf der andern hinein in die Wälder von Neustift und Salmannsdorf. Mir hat's die Gegend eben angetan, weil ich dort meine Villa baue. Vorläufig fehlt mir noch einiges dazu, Kapital, eigenes Auto, zwei, drei Welterfolge, aber den Platz habe ich mir schon ausgesucht. Er befindet sich ganz am Ende des Sommerhaidenwegs, wundervoll am Wald gelegen, so idyllisch und ungestört ruhig, daß man dort unmöglich arbeiten kann, höchstens schwärmen und träumen. Um ganz sicher zu sein, werde ich mir auch einen bösen Hund halten und vor ihm, wie das jetzt bei den meisten Villen üblich ist, auf einer Tafel warnen. Es macht sich auch immer gut, wenn eine Villa einen weiblichen Vornamen trägt — aber welchen? Übrigens, man kann das ja vorläufig so machen, daß sich die Buchstaben leicht auswechseln lassen. Und wer weiß, vielleicht kommt noch ein Frühling, in dem ich mich zu definitiven und stabilen Buchstaben entschließe. Dann wird es erst schön werden. Wenn ich aus dem Fenster schaue, auf die Stadt und auf die vorübergehenden Sonntagsausflügler, deren Bemerkungen ich ganz genau höre: „Seht ihr Kinder, ein Schriftsteller hat sich diese Villa gebaut. Weil er nämlich unermüdlich fleißig war und jedes Jahr dasselbe über den Frühling geschrieben hat." Und alle blicken bewundernd hinauf zu mir und meiner anmutigen Gattin und lesen respektvoll die Inschrift auf dem Tor: Vor bösem Hunde wird gewarnt ... also, auf den Frühling freue ich mich wirklich. (1916)

Die ärgerlichen Kleinigkeiten.

Notizbuch eines Nervösen.

In der Voraussetzung, daß die große Zeit leider noch eine kleine Weile dauern dürfte, habe ich mir dieses Notizbuch angeschafft. Es soll darin alles eingetragen werden, was mich Tag für Tag irritiert, verstimmt, was mir mißfällt und auf die Nerven geht, mit einem Wort: die ärgerlichen Kleinigkeiten. Es kommt mir nämlich so vor, als ob in dieser chronisch großen Zeit bedenklich viel Kleinliches, Unangenehmes und Unschönes entstanden wäre. Aus dem täglichen Verkehr der Menschen ist ein unliebenswürdiges und gereiztes Gedränge geworden, in dem einer dem anderen unbekümmert auf die Nerven tritt. Es ist ja begreiflich, daß die Menschen allmählich so geworden sind, obwohl sie sich dadurch dieses schwere Dasein um nichts leichter machen. Aber zur Abwechslung könnte man es einmal versuchen, gegen einander nett und rücksichtsvoll zu sein. Man könnte manche allzu egoistische Regung unterdrücken, sich diese und jene öffentliche Unart abgewöhnen. Einer muß natürlich damit anfangen, und deshalb habe ich mir eben dieses Notizbuch angelegt. Darin will ich alle annageln, die mich und wahrscheinlich auch viele andere täglich aufs neue ärgern. Ich kann ihnen ruhig ungeniert meine Meinung sagen, denn erkennen wer-

den sie sich ja doch nicht. Sie werden sogar zustimmen: so ist es, sehr richtig . . . und dann fortfahren, so zu sein, wie sie sind.

*

Schon das Aufwachen ist jetzt verstimmend. Jeden Morgen gibt es irgendeine unangenehme Überraschung. Heute beispielsweise merkt man, daß die Toiletteseife zu Ende geht. Das wird wieder eine Arbeit sein, sich durch Geld, gute Worte, List und Ausdauer einige Stückchen Seife zu verschaffen. Überhaupt, jeden Tag muß man sich fragen: Was bekommt man heute nicht und was ist heute wieder teurer geworden? Es gibt doch nichts, was im Preise unverändert geblieben wäre — übrigens, nur nicht ungerecht sein, es gibt doch noch etwas: für das Sitzen auf den Sesseln in den öffentlichen Gärten zahlt man nach wie vor vier Heller. Man kann aber doch nicht, um billig zu leben, den ganzen Tag auf diesen eisernen Mietsesseln herumsitzen . . . Unter solchen Betrachtungen schnüre ich mir die Schuhe zu — so, jetzt reißt auch noch das Schuhband. Wieder achtzig Heller beim Teufel oder vielleicht gar eine Krone. Du lieber Gott, ist das ein Leben . . .

*

Erste Station des täglichen Leidensweges: Rasierenlassen. Natürlich, dieser Ekling mit den blauschwarzen Bartstoppeln tritt schon wieder um eine Sekunde früher ein als ich. Jeden Tag macht er dasselbe Wesen: er legt nie den Überrock ab, um auszudrücken, wie kostbar seine Zeit ist, er setzt sich nicht, wie die anderen wartenden Herren, bescheiden an die Wand, um bekümmert die „Fliegenden" zu lesen. Nein, er bleibt

großartig in der Mitte stehen und hält jeden Tag an den Chef dieselbe verweisende Ansprache. Dann blickt er jeden der Kunden, die eben bedient werden, herausfordernd mißbilligend an, wovon er sich offenbar die Wirkung erhofft, daß sie sofort aufstehen und sich ihm zu Liebe auf der Stelle Vollbärte wachsen lassen werden. Wenn er schließlich selbst an die Reihe kommt, wird er zum Weltpolitiker und Strategen: beim Einseifen erledigt er den südlichen Kriegsschauplatz, beim Rasieren den nordöstlichen, beim Ausrasieren den westlichen Kriegsschauplatz und beim Abwaschen die Ereignisse zur See ... Einmal möchte ich diesen wichtigen lauten Herrn eigenhändig rasieren.

*

Richtig ist es wieder zehn Uhr geworden, und wenn man im Kaffeehaus anlangt, sagt der Markör: „Bedauere, Melange kann nicht mehr dienen." — „Womit denn können Sie dienen?" — „Tee mit Rum, Zitrone ..." — „Lieber Freund, das kann ich selber, dazu brauch' ich Sie nicht." — Wenn ich nur wüßte, warum Tee teurer ist als Kaffee. Wahrscheinlich, weil er billiger herzustellen ist. Es ist ja nur eine Kleinigkeit, zwölf Heller, und man wirft viel mehr Geld hinaus, aber es ärgert einen doch. Und diese kleinen „Bäckereien", wie man in Wien sogar amtlich unrichtig sagt, wie die jetzt ausschauen: direkt, als ob sie aus Gips und Staub hergestellt wären. Da mach' ich mich lieber selbst aus dem Staub — zahlen! Ah, mein Ekling besucht auch dieses Kaffeehaus. Der ist klüger als ich und bringt sich alles mit: Butter, zwei Eier, Marmelade, weißes Brot. Ich gönne ihm ja seine Hamsterfreude, aber muß er diese guten und seltenen Dinge mit solchem aufreizenden Behagen verzehren? Diese

Hamster sind doch alle gleich: wenn sie nicht beneidet werden, schmeckt's ihnen nicht.

*

Das ist heute wieder ein Wetter. Für diesen unmöglichen dünnflüssigen Winter kann die Gemeinde Wien vielleicht nichts, denn das Wetter schickt der liebe Gott, aber für den Zustand der Straßen kann man ihn nicht verantwortlich machen. Einstweilen kann man ja noch mit der Elektrischen fahren, und bevor der Verkehr eingeschränkt wird, will ich mir geschwind einiges anmerken. Das Gedränge auf der rückwärtigen Plattform wird täglich beängstigender. Jeder Passagier steigt prinzipiell schon bei der nächsten Haltestelle aus, namentlich dicke Männer verstopfen mit Vorliebe den Ausgang, alles bleibt festgekeilt stehen, und die Schaffnerin singt dazu den verzweifelten Refrain: „Bitte vorgehen." Übrigens sind die Schaffnerinnen wirklich sehr brav und tüchtig, aber es fehlt ihnen jene resolute Energie, durch die sich die Wiener Frauen im Privatleben häufig auszuzeichnen pflegen. Der bekannte Eine, der noch immer Platz hat, drängt sich jetzt dutzendweise in den überfüllten Wagen, der Letzte steht auf dem untersten Trittbrett, und der Allerletzte hält sich an den Rockkragen des Letzten an. Aus einem solchen Wagen auszusteigen, erfordert Entschlossenheit und Mannesmut. Ob es denn nicht möglich wäre, daß die Fahrgäste an einem Ende des Wagens einsteigen und bezahlen und am anderen Ende bequem aussteigen? Wenn man jetzt dabei ist, sich mit der Schonung des Wagenmaterials zu befassen, könnte man bei der Gelegenheit auch für eine geringere Abnützung der Fahrgäste sorgen.

*

Worüber könnte ich mich denn noch ärgern? Anlaß dazu bietet sich überall. Im Gasthaus, wo einem täglich bewiesen wird, daß die Kartoffel die wertvollste Nahrung des Großstädters ist: drei Stück sechzig Heller. Auch dieses Lokal besucht natürlich mein Freund, der Ekling. Er setzt sich gerade an meinen Tisch, hustet mir in die Suppe, manikürt sich mit dem Zahnstocher und hält sich deshalb für kolossal fein und wohlerzogen. Und gehe ich abends ins Theater, so sitzt er bestimmt dicht hinter mir und erörtert mit seiner Frau in schreiendem Flüsterton Familienangelegenheiten. Während der schönsten Liebesszene aus „Romeo und Julia" erkundigt er sich, was es heute zum Nachtmahl gibt: „So, fleischloser Tag ist heute? Da freut mich der ganze Shakespeare nicht." Und während auf der Bühne droben Julia zärtlich seufzt: „Es war die Nachtigall und nicht die Lerche" – bemerkt er ungerührt zu seinem Nachbar: „Was sagen Sie zu Alpine?" ...

*

Das sind bloß die Eindrücke eines Tages. Ja, gibt's denn wirklich so viele ärgerliche Kleinigkeiten, so viel Anlaß, irritiert und nervös zu sein? Das schien mir selbst bedenklich zu sein, und ich beschloß, zu einem Nervenarzt der modernsten Richtung zu gehen und ihm mein Notizbuch vorzulegen. Er las, untersuchte mich gründlich, klopfte Knie, Kinn und Ohren ab und sagte dann: „Das ist eine Form der Kriegspsychose. Sie sind überreizt, Sie brauchen Ablenkung, psychische Lustveränderung. Am besten, Sie geben Ihren Beruf auf und wählen eine rein körperliche und primitive Beschäftigung. Werden Sie Bauer, Straßeneinräumer oder Scherenschleifer." Es ist noch schön von dem

Arzt, daß er mir nicht verordnet hat, ich soll Preistreiber oder Kettenhändler werden – ist ja schließlich auch eine ganz primitive Beschäftigung. Vorsichtshalber bin ich zu einem zweiten, noch moderneren Nervenarzt gegangen. Der hat mich gar nicht untersucht, mir bloß finster ins Auge geblickt und mich dann folgendermaßen schroff angeschrien: „Alles nicht wahr. Lauter Einbildung. Krankhaft gesteigerte Affekte, erhöhte Reizbarkeit. Sie müssen abreagieren. Glauben Sie nicht daran, negieren Sie alles, treiben Sie Willensathletik. Alles nur Einbildung." Das hat mich wirklich beruhigt, und nun brauche ich auch das Notizbuch nicht mehr. Und wenn mir jetzt in der Elektrischen eine Rippe eingedrückt wird, der Ekling mir im Gasthaus die kleine Kartoffelportion vom Teller hustet, wenn mir die Wiener Straßenpflege bis zu den Knöcheln reicht, ich bleibe ruhig und gemütlich, denn das alles ist nur Einbildung, sind, Gott sei Dank, nur Erscheinungen meines überreizten Nervensystems. Es ist ja doch gut, wenn man jetzt ab und zu einen Arzt befragt.

(1917)

Bucklige Welt.

Ein Sonntagsausflug.

Man empfindet jetzt das Gewicht der sechs Wochentage viel schwerer und drückender, und namentlich im Gemüt des Großstadtmenschen sammelt sich ein sonderbarer dumpfer Groll an: gegen die Stadt, ihren Betrieb und Lärm, ihre Aufregungen und Neuigkeiten, gegen die Unterhaltungen und die Bekannten. So gerät man bis zum Samstag in einen sanften Menschenhaß und eine gemütliche Verbitterung, in der es nur eine tröstliche Aussicht gibt: den Ausflug am Sonntag. Das Wohin ist egal, wenn es nur ein Ort ist, der abseits von allen Neuigkeiten und Bekannten liegt: eine idyllische Gegend, wo einem tatsächlich Hören und Sehen vergeht, ein seliges Vergessen ohne große Spesen, ein bescheidenes Nirwana an der Lokalstrecke.

Für den richtigen Ausflügler fängt die Sonntagsfreude schon in der zweiten Wochenhälfte an, mit Vorbereitungen und Plänemachen, mit dem Studium der Karte und des Kursbuches. Am bequemsten zu erreichen sind die Westbahn- und Südbahngegenden, die bei allen ihren Vorzügen den großen Fehler haben, daß auch so viele andere davon entzückt sind. Das ist nichts für den Menschenfeind im Touristengewand, er braucht etwas Entlegenes, schwer zu Erreichendes, etwas Besonderes, woran die anderen nicht denken. Vielleicht einmal mit der Aspangbahn? Sie hat auch ihre

Vorzüge, unter anderen den, daß hier nur ein einziger in Betracht kommender Sonntagszug verkehrt, und zwar schon um 7 Uhr 20, da muß man mindestens um sechs Uhr aufstehen, das ist unbequem, das ist ausgezeichnet. Da fährt bestimmt kein Bekannter mit, auch die Ortsnamen sind absolut nicht mondän und geläufig; Sautern, Scheiblingkirchen, Petersbaumgarten, und ein ganzer Gebirgszug hört auf den

schönen Namen: Bucklige Welt. Das ist wirklich ein schöner Name und dabei so zeitgemäß. Es liegt darin so etwas wie ein philosophischer Seufzer, ein staunendes Kopfschütteln — also unbedingt in die bucklige Welt, das ist jetzt der richtige Sonntagsausflug.

Aber wenn man dann zeitlich früh zum Aspangbahnhof kommt, merkt man, daß einige Hundert Menschen genau denselben originellen Einfall gehabt haben. Enttäuscht reiht

man sich dem Gedränge bei der Kasse an, wo alsbald folgender Dialog zu vernehmen ist: „Zerdruckens mr do dös Kind net!" – „So a klans Kind nimmt mr net mit auf a Landpartie." – „Wegen Ihna werd i dös arme Kind z' Haus einsperrn, was?" – Dieses erregte Zwiegespräch beeinträchtigt jedoch die gute Sonntagsstimmung der übrigen nicht im mindesten, das ist immer so und gehört zu einem Wiener Ausflug dazu. Man darf auch nicht zweiter oder gar erster Klasse fahren, das wäre nicht das Richtige, denn die primitiv harmlose Stimmung im Coupé dritter Klasse ist schon der Anfang der Landpartie. Zunächst geht die Fahrt den Großstadtrand entlang, am Zentralfriedhof vorbei, an Baracken, Fabriken, Vorstadtwiesen und Feldern. Dann tauchen rechter Hand wohlbekannte Bergphysiognomien auf, Husarentempel, Liechtenstein, Anninger, auch lauter gute Bekannte, die man aus der Ferne gern begrüßt. Nach Wiener-Neustadt, wo eben ein Flieger den sonnigstillen Tag zu einem kleinen Morgenspaziergang benützt, verändert sich das Landschaftsbild. Das Tal verengt sich, links und rechts tauchen waldige Bergketten auf, man sieht Ruinen und mittelalterliche Burgen, von denen man nichts wußte, blickt in einen wunderschönen niederösterreichischen Winkel und erkennt wieder einmal, wie schön und groß die Welt ist, namentlich die in der nächsten Nähe.

Irgendwo zwischen Edlitz und Aspang verläßt man den Zug. Auf dem Weg ins Dorf begegnen einem die aus der Kirche kommenden Bäuerinnen und Kinder, während man die männlichen Einwohner auf dem kleinen Platz vor dem Gemeindewirtshaus beisammen findet. Es sind natürlich zumeist ältere Bauern und fast alle sind, mit Rücksicht auf das schöne

Wetter, dem sie ein berufsmäßiges Mißtrauen entgegenbringen, mit ausgiebigen Regenschirmen versehen. So stehen sie nach sonntäglicher Gepflogenheit in beratenden Gruppen beisammen, mit den tiefsinnigsten Mienen, denen man ohneweiters die Lösung sämtlicher Schwierigkeiten zutrauen würde. Da und dort hört man einen beginnen: „I moan halt allweil, 's müasset . . ." Schade, daß der Wald schon so nahe winkt und lockt, denn es wäre gewiß sehr interessant, zuzuhören, was der Redner „moant" — jedenfalls hat er recht.

Zuerst auf gutem Waldwege gelb, dann blau abzweigend, heißt es in der Legende der Touristenkarte. Es ist ja ganz schön, brav nach der Markierung zu gehen, aber noch viel schöner ist es, rechtzeitig die Orientierung zu verlieren und sich geschickt zu verirren. Kein richtiger Weg, keine Bank, gar keine menschliche Spur, eine holde Wildnis, die vielleicht schon seit Jahr und Tag von niemand betreten wurde. Ringsum nichts als Natur, die hier ungestört lebt und verwächst, die absichtslos, zwecklos blüht, reift und verwelkt. Hier gibt's keine Warnungstafeln und angedrohten Strafen zum Schutze der Anlagen, die Bäume, Sträucher und Blumen schützen sich selber, umschlingen sich zärtlich und verwachsen märchenhaft. Und dann erst die Erdbeeren und Himbeeren. Die sind hier fabelhaft gut geraten, weil man offenbar in diesem Waldwinkel noch nichts von Knappheit und Teuerung weiß. Nur eine des Weges fliegende Hummel brummt mißvergnügt, als ob sie sich über Preistreiberei beschweren wollte . . . nur keine zeitgemäßen Erinnerungen, es ist viel vernünftiger, sich das Dessert zum Mittagmahl zu „brocken". Es ist ja etwas mühselig und strapaziös, die Sträucher protestieren mit allen Dornen gegen das Ein-

dringen, man zerreißt Kleider und Strümpfe, verliert Zwicker, Taschentuch, Haarnadeln, wird blutig gekratzt und geschunden — es ist einfach herrlich.

Das also ist die bucklige Welt. Aber warum heißt die Gegend eigentlich so? Weil der ganze Gebirgszug ein Durcheinander von breiten Rücken und tief eingeschnittenen Tälern von unregelmäßigem Verlaufe darstellt, so sagt wenigstens die Kartenlegende. Man nimmt es mit eigenen Augen wahr, wenn man dann bergan steigt, zu einem freien Ausblick, der das Raxgebiet, den Semmering und das Wechselgebirge umfaßt. Und noch länger blickt man hinaus in die flachere niederösterreichische Landschaft und ins benachbarte Ungarn hinein. Ist dies wirklich ein kriegführendes Land? Dieses sanfte Auf und Nieder von Wäldern und Wiesen, diese in bläulichen Horizont übergehenden weiten Ackerflächen? Kein Laut, kein Mißton ist zu hören, die Gegend atmet still, und über dem Ganzen liegt ein tiefes, reines Sommerglück . . . Es ist unbegreiflich, unfaßbar friedlich, und man muß sich besinnen, um in die Wirklichkeit zurück zu finden: Wo bin ich denn? . . . Ja, ich weiß schon: in der buckligen Welt.

Den Abschluß des Sonntagsausflugs bildet der übliche Sonntagsregen. Plötzlich ist er da, mit Donner, Blitz und ungeheuerlichen Wassermengen. Früher, in Friedenszeiten, hat es ganz anders gewittert und geregnet. In der Stadt ist man natürlich entsetzt, wenn es so zu schütten anfängt und bangt um die Kleider, Frisur, Teint und Gesundheit. Hier ist auch das Eingeregnetwerden ein Vergnügen, im ärgsten Wetter bergab zu laufen und gründlich durchnäßt im Dorfwirtshaus anzulangen. In der Stunde, die man braucht, um wieder zu trocknen, kann man den am benachbarten

Tisch sitzenden Bauern zuhören, die ihre tiefsinnigen Diskussionen vom Vormittag hier fortzusetzen scheinen. Sie sind, wie es scheint, mitten drin in der höchsten Kriegspolitik. Ein alter Bauer diktiert gerade, mit der Pfeife in der Hand, Friedensbedingungen, die er mit dem lapidaren Satze begründet: „Wenn ausgsoffen is, muß wer die Zech zahln." Hierauf wird ein hier auf Rekonvaleszentenurlaub befindlicher Gefreiter als Sachverständiger befragt, aber es kommt zu keiner Einigung. Es ist schon Zeit, an die Rückfahrt zu denken, die Kleider sind längst trocken, aber am Bauerntisch sind die Kriegsprobleme noch immer nicht gelöst. Das läßt sich leider nicht abwarten, es geht nur ein guter Zug nach Wien, und dorthin zieht es einen jetzt schon wieder mit allen Gedanken. Ist man überhaupt aus Wien wirklich herausgekommen? Man kann ja jetzt immer nur scheinbare Ausflüge machen, innerlich bleibt man doch am selben Fleck. Man mag abseits wandern und hoch steigen wie man will, es gibt jetzt keine wirkliche Orts- und Luftveränderung. Es ist überall dasselbe, und überall wird ungefähr dasselbe gedacht, gesprochen, gehofft und gewünscht: in dem stillen Dorf der kleinen buckligen Welt und draußen, in der großen, lauten und noch viel buckligeren. (1916)

Zu Hause bleiben.

Ein stiller Junggesellenabend.

Jeder zweite Bekannte, dem ich begegne, sagt jetzt zu mir: „Sie, ich hab' ein glänzendes humoristisches Sonntagsthema für Sie: die Wiener Straßenreinigung. Darüber müssen Sie unbedingt schreiben. Wird sehr lustig werden, freu' mich schon darauf." Nickt mir begönnernd zu, geht weiter und läßt mich mitten in der Wiener Straßenreinigung stehen. Also, gar so glänzend und humoristisch kann ich das Thema nicht finden. Seicht und oberflächlich ist es gewiß nicht und stellenweise reicht einem das Thema sogar bis zu den Knöcheln. Aber es liegt zu sehr auf der Straße, es wird täglich von vielen Tausenden breit getreten . . . das ist nichts für mich. Darüber läßt sich wirklich nichts halbwegs Originelles mehr schreiben, und das Zutreffendste hat schon Heinrich Heine in dem bekannten Vers gesagt, der die Wiener Straßenreinigung direkt vorausahnt: Nur wenn wir im Schmutz uns fanden, da verstanden wir uns gleich . . .

Auf der Straße ist jetzt überhaupt kein Humor zu finden. Man kann doch kein vernünftiges Gespräch mehr führen, denn die Menschen haben nichts als Essen und Trinken im Kopf. Bleibt man vor einer Kunsthandlung stehen, um sich in die Betrachtung einiger schöner Stiche zu vertiefen, so wird man durch die unvermittelte Frage eines Bekannten aufgescheucht: „Wissen Sie keine Bierquelle?" Und bei der nächsten Ecke hängt sich ein anderer vertraulich ein und sagt

geheimnisvoll: „Sie, ich kenne jemanden, der hat eine Tante, die besitzt noch ein Kilo Reis." Es ist direkt schon unheimlich, dieses fortwährende Vom-Essen-reden, -schwärmen und -träumen. Man muß doch nicht immer essen, es genügt doch, wenn man durchhält.

Wohin soll man sich vor diesen ewigen kulinarischen Gesprächen retten? Geht man ins Gasthaus, so gerät man am Stammtisch in eine aufgeregte Debatte über das neue drakonische Nockerlgesetz, das durch die vorgeschriebene Opferung eines halben Brotkartenabschnittes einen diagonalen Strich über alle Mehlspeisfreuden macht. Denn sonst riskiert man bis 5000 Kronen Geldstrafe oder sechs Monate Arrest — ob da nicht lebenslängliche Ehe vorzuziehen ist? . . . Ja, so sehen jetzt die Gespräche am Junggesellenstammtisch aus. Und im Kaffeehaus ist es noch ärger. Wie gesteckt voll nur alle diese Lokale jetzt sind. Mit jeder Preiserhöhung nimmt der Besuch zu, und natürlich lauter Damen, Damen, nichts als Damen. Die Frauen haben selbstverständlich das gleiche Recht, ins Kaffeehaus zu gehen, aber sie müßten keinen solchen Gebrauch davon machen. Wo sind die schönen Abende hin, an denen man hier mit gleichgesinnten Freunden in verständnisvollem Schweigen beisammen saß. Wo findet man noch dieses Junggesellenasyl: das ideale Kaffeehaus mit viel Zeitungen und wenig Damen . . .

Ist es da nicht wirklich vernünftiger, man bleibt jetzt am Abend zu Hause? Es ist unendlich wohltuend, sich aus der überfüllten Öffentlichkeit in die eigene, viel zu wenig ausgenützte Häuslichkeit zurückzuziehen. Der Gasofen wird angezündet und macht in zehn Minuten warm. Die wohl nicht zarte, aber verläßliche Hand der Bedienerin hat schon das

Nachtmahl eingekauft, das Tischdecken und die Zubereitung besorgt man selbst. Die Frauen bilden sich auf diese kleinen häuslichen Verrichtungen so viel ein, und es ist doch gar nichts daran. Bis ich einmal Zeit habe, gebe ich ein Kochbuch für Junggesellen heraus, darin werden wertvolle Winke enthalten sein: „Wie rette ich Eier, die beim Aufschlagen auf den Boden gefallen sind?" — „Man nehme niemals das Wasser, in dem die Würstel heiß gemacht wurden, zum Teeaufgießen." Solche Solonachtmähler sind sogar viel angenehmer. Denn wenn mir selbst die Eierspeise angebrannt ist, kann ich sie ungeniert stehen lassen. Wenn das aber einer reizenden jungen Frau passiert, muß ich sie, nämlich die Eierspeise, hinunterschlucken und dazu noch liebenswürdig sein . . . So, und die Überreste vom Aufschnitt bekommt der Flockerl vom Hausmeister — das heißt, morgen ist ja fleischloser Tag, und da entsteht sofort eine schwierige juristische Frage: Darf man einem Hund an einem fleischlosen Tag die Überreste von gestern geben? Oder drohen da auch wieder die 5000 Kronen oder sechs Monate . . . übrigens, da soll sich der Flockerl selbst den Kopf zerbrechen.

Und jetzt kommt die Zigarre. Sie ist noch zu einem sehr alten Preis erstanden, zu einer Zeit, wo die Tabakregie bei jedem Raucher direkt draufgezahlt hat. Das hört jetzt auf, und man wird auch in dem Punkt mäßig werden müssen. Ein Rachenkatarrh wird jetzt um dreißig Prozent teurer, eine halbwegs anständige Nikotinvergiftung wird direkt unerschwinglich sein. Melancholisch blicke ich den blauen Rauchringen nach. Und vielleicht sitzt um dieselbe Stunde auch der Generaldirektor der Tabakregie träumerisch da und blickt den Rauchringen nach. Natürlich nicht melancholisch, denn

er sieht ja eine Mehreinnahme von 140 Millionen, er raucht als wahrscheinlich mindestens siebenstellige Ringe . . . Also, was soll man tun: sich das Rauchen abgewöhnen? Das ist ganz unmöglich. Oder sich vielleicht das Schnupfen angewöhnen? Aber der Schnupftabak, Rapé, Tiroler, Sanspareil, die Lieblingssorten der altmodischen Schnupfer, sind ja auch im Preise gestiegen. Sogar das Niesen ist jetzt schon teurer geworden.

Zum Nachtisch führt man sich dann die Wohnung selbst zu Gemüt. Man hat sich ja viel zu wenig um sie gekümmert und nun kann man wieder einmal die in Friedenszeiten hier gehamsterte Behaglichkeit inspizieren. Die tiefen Klubfauteuils laden mit großer weicher Gebärde ein: „Setz' dich nieder und vergiß alles." Aber das Klavier ist schon eifersüchtig: „Spiel' doch wieder einmal auf mir. So einen schüchternen Walzer von Lanner oder Morelly, jetzt wär' gerade die richtige stille Stunde dazu." Nur der große Bücherkasten, der sagt gar nichts, er ist nicht aufdringlich und wartet würdig, bis man zu ihm kommt. Auch die meisten Bücher, die darin stehen, sind unaufdringlich, namentlich die auf dem Regal der alten Herren, der Novellisten von gestern und vorgestern. Das meiste davon kenne ich auswendig und deshalb lese ich es immer gern wieder. Merkwürdig, wie diese Novellengestalten zueinander passen, wie ein Freundeskreis: der rührende arme Spielmann Grillparzers und der wunderliche alte Hagestolz Adalbert Stifters und die verschiedenen guten und bösen Sonderlinge von Dickens. Und dann erst die holden, altklugen Märchen von Andersen, in denen muß ich wieder blättern: da erzählt wieder der alte Weihnachtsbaum die Geschichte von Klumpe-Dumpe, der die Treppe hinabfiel, sich

aber dann doch aufschwang und die Prinzessin freite, die kleine Maus berichtet von der Suppe aus Wurstspeilern, was jetzt sehr lehrreich zu lesen ist, und das Märchen von den Galoschen des Glücks – aber das lese ich lieber gar nicht, denn beides ist längst unerschwinglich geworden: Galoschen und Glück.

Ganz still ist es jetzt, im Zimmer und draußen, in der kleinen Sackgasse. So still, daß man ein fernes Bahnpfeifen hören kann und dann die Turmuhr der Votivkirche: elf Uhr. Das war einmal lächerlich früh und jetzt ist es furchtbar spät. An einem so solid und still zu Hause verbrachten Abend muß man auch mit Strom und Gas sparen. Der Gasofen ist derselben Meinung und sagt jetzt, während er erkaltet, mit einem Krach deutlich: Bums, genug, Schluß – ganz wie im Andersen-Märchen. War das nicht ein schöner Abend? Ich hätte ihn für dasselbe Geld, vielmehr für das fünffache, außer Haus verbringen können, wäre irgendwo im Kreise grundlos übermütiger Damen gesessen, hätte mich lächelnd gelangweilt, wäre mit strahlender Miene verzweifelt und schließlich als tief verstimmter Menschenfeind heimgekehrt. Und dabei ist es doch gar nicht schwer, die Welt und das Leben schön zu finden und die Menschen zu lieben. Man muß ihnen nur ab und zu den Rücken kehren. (1917)

Gespräche vor dem Kaffeehaus.

Kleine Dialoge aus dem vierten Kriegssommer.

An solchen schwülen trägen Sommerabenden wissen die in Wien Gebliebenen, und das sind ja eigentlich fast alle, nichts Rechtes mit sich anzufangen. Besonders zwischen neun und zwölf, wenn man das mehr oder weniger unerfreuliche Nachtmahl glücklich hinter sich hat und wenn man trotz Abspannung und Ruhebedürfnis beim besten Willen noch nicht schläfrig werden kann, da entsteht eine unausgefüllte Pause, gleichsam ein Vakuum im Großstadtdasein. Und weil man nicht in der Laune ist, sich in irgendeinem Vergnügungslokal gegen Entree oder in seinen vier Wänden unentgeltlich zu langweilen, weil man sich fürchtet, in der eigenen Gesellschaft zu sein, sucht man die der anderen auf, gleichgesinnte oder wenigstens gleichverstimmte Bekannte. Man setzt sich also vor ein Kaffeehaus, das sich irgendwo befindet, aber jedenfalls auf der Ringstraße, dessen Behaglichkeit aus eisernen Sesseln, Strandkörben, Wassergläsern und Mückenschirmen besteht und wo man sich einreden kann, frische Luft zu schöpfen. Den Hintergrund der Szene bildet das stark reduzierte, rationierte und rayonierte Wiener Nachtleben, die Beleuchtung ist mehr stimmungsvoll als hell und reicht gerade aus, um zu sehen, daß die Bogenlampen nicht brennen. Auf der Ringstraße rollt

unaufhaltsam der Verkehr der Straßenbahn. Manchmal stockt er auch unaufhaltsam.

Hier sitzen jeden Abend dieselben Typen, von denen sich manche einbilden, Individualitäten zu sein. Lauter Kurgäste und Sommerfrischler außer Dienst, Vergnügungsreisende im Ruhestande, Herren, Damen, Ehepaare, Junggesellen, und man sieht hier manchen auf freiem Fuß, der von Rechts wegen nach Ischl gehört. Zwischen diesen Gruppen bewegen sich Kellner und Kellnerinnen, ziehen unaufhörlich kleine und ganze Eisportionen und Gläser mit kühlenden Getränken vorüber, und eine geschickte Regie sorgt dafür, daß von Zeit zu Zeit Hausierer erscheinen, Rosen, Teepuppen aus Seide und ähnliche nützliche Dinge anbieten, die niemand kauft, worauf sich die Hausierer wieder zufrieden entfernen. Oder es tauchen barfüßige und zerlumpte kleine Vorstadtbuben auf, wie aus den Pflastersteinen hervor, die mit hastig gierigem Griff nach den Zigarettenstummeln unter den Tischen langen, bis sie vom Kellner weggescheucht werden. Jeden Abend das nämliche Bild und auch der Text dazu, die Gespräche, ist so ziemlich derselbe: Fragmente und Überbleibsel des Tages, gut angezogene Unzufriedenheit, wirkliche Sorgen und nichtiger Klatsch in gemütlichem Durcheinander, kleine Dialoge ohne besonderen Inhalt, ohne Verwicklung und Konflikte, höchstens an den Tischen der Verheirateten. Das Ganze ist auch ein Ausschnitt aus der Zeit, aber ein recht winziger und steht zu ihr ungefähr in dem Verhältnis wie ein Eisberg zu einer kleinen Portion Eis.

Die Tische der befreundeten Ehepaare sind gewöhnlich zusammengestellt. Dank der eingeschränkten Beleuchtung kann man nicht sofort unterscheiden, welches die langjährigen und

die jungen, welches die glücklichen und die gleichgültigen Ehen sind. Die meisten Herren nehmen den Hut ab, wobei es sich zeigt, daß der Krieg auch kein gutes Haarwuchsmittel ist. Die Damen dagegen haben unentwegt in derselben rötlichen Haarfarbe durchgehalten, die sie früher via Avricourt aus Paris bezogen, und auch ihre Lippen, Wangen und Augenbrauen geben einen erfreulichen Beweis unserer Unabhängigkeit von der Farbenindustrie des feindlichen Auslands.

Anfangs bewegt sich an den Ehetischen das Gespräch im Zickzack zwischen Herren und Damen hin und her. Man erkundigt sich nach dem werten schlechten Befinden, bedauert und wünscht bedauert zu werden, und erstattet dann mit wichtiger Miene den jetzt üblichen gewissenhaften Nachtmahlbericht: Wissen Sie, was wir heute gehabt haben? Nachdem alles gewissenhaft wiedergekaut worden ist, teilt sich das Gespräch von selbst in zwei natürliche Gruppen, eine männliche und eine weibliche. Die Herren sprechen vom Verdienen, die Damen vom Ausgeben.

Folglich haben die Damen das viel ergiebigere Gesprächsthema. Aber vor allem eine Erfrischung: „Was für Eis haben Sie?" – „Erdbeer, Zitron, Vanille, Kaiserbirn, Schokolade, Tuttifrutti." – „Haselnuß haben Sie nicht? Man bekommt wirklich schon gar nichts mehr. Also ein Vanille – aber es ist doch mit Milch gemacht?" – „Bedauere, das ist verboten." – „Na, deshalb . . ." Hierauf gegenseitige feindselige Toilettenmusterung, wobei alle Damen konstatieren, daß sie spottbillige Kleider anhaben und sich als Musterbeispiele von Einschränkung und Entsagung hinstellen. Nur dem Mann zulieb sind sie in Wien geblieben, und nun bringen sie es ihm jeden Augenblick zum Bewußt-

sein, daß sie hier sind. Bis ein Beherzter sagt: „Liebes Kind, du solltest jetzt noch weggehen. Da zeigt sich immer eine Pension im Wienerwald an: zwölf Kronen täglich, das wäre etwas für dich und meine Nerven." Das läßt sich die Gattin nicht gefallen, und als sich gleich darauf der Mann mit einem vorübergehenden Bekannten grüßt, fragt sie: „Wer war denn das?" — „Ein Bankdirektor, ein ehemaliger Schulkollege." — „Merkwürdig, alle deine Schulkollegen haben es weiter gebracht als du." — Und von der bescheidenen Wienerwaldpension ist nicht mehr die Rede.

Das Gespräch der Herren besteht für den Uneingeweihten aus rätselhaften Worten: „Nur Nutzen nehmen." — „In dem Papier steckt keine Phantasie mehr." — „Und wenn dann doch keine Jungen kommen?" — „Dieser Rummel in Schiffahrtswerten — das ist eine ungesunde Bewegung. Da tu ich nicht mit, das heißt, wenn sie um zweihundert Kronen zurückgehen, könnte man allenfalls ..." — „Ich kenne einen Kapitän von einem Donaudampfer, der hat selbst gekauft ..." — „Man spricht von dreitausend." — „Nur Nutzen nehmen ..." Zwei zerlumpte Buben tauchen auf, greifen rasch nach den bereits reichlich weggeworfenen Zigaretten- und Zigarrenstümpfen unter dem Tisch. Der Kellner kommt drohend näher, die Buben verschwinden plötzlich gespenstisch, wie sie aufgetaucht sind.

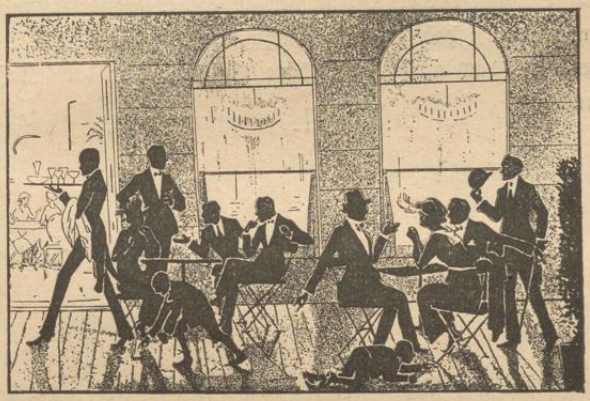
Bei den Damen sind vorläufig noch heurige Erdäpfel das Leitmotiv: „Ich hab' heuer noch keinen gesehen." — „Ich bekomm' welche durch unser Stubenmädchen. Sie ist ja sehr frech, aber sie ist im Marchfeld zu Hause. Früher hab' ich sie schon dreimal hinauswerfen wollen, aber jetzt ist sie direkt eine Perle ..." — „Und erst mit den Kohlen ..." — „Ich

hab' gehört, man will die Gasbadeöfen verbieten. Soll man nicht einmal mehr täglich baden? Lieber verzichte ich aufs Essen. Von den heurigen Erdäpfeln könnten Sie mir übrigens wirklich etwas zukommen lassen. Ich gebe Ihnen dafür Butterschmalz ..." – „Das ist doch wohl nur ein Scherz, daß man die Kohlenvorräte wegnehmen will. Der das beantragt hat, muß ja ein furchtbar unerbittlicher und gerechter Cato sein." – „Oder er hat eine Villa mit Zentralheizung ..."

Das Erscheinen eines Junggesellen gibt dem Gespräch eine andere Richtung: „Heute abend nicht mit der Freundin? Übrigens ein sehr nettes Mädel. Werden Sie sie auch heiraten?" – „Wie meinen Sie das: auch?" – „Na, das ist doch jetzt die neueste Mode: sobald die jungen Leute anfangen, alt zu werden, heiraten sie geschwind ihre Freundinnen, solang sie noch halbwegs jung sind." – „Es ist übrigens merkwürdig: geheiratet wird jetzt sehr wenig, aber geschieden sehr fleißig." – „Wer denn schon wieder? Man erfährt jetzt alles verspätet." – „Da frag' ich unlängst einen Bekannten: wie geht's denn der Frau Gemahlin? Und er sagt: ich bin doch schon seit zwei Monaten geschieden. Man traut sich gar nicht mehr, jemand nach dem Befinden seiner Frau zu fragen ... Am besten, man fragt gleich den zweiten Mann."

Weitab von Liebe bewegt sich das Herrengespräch: es dreht sich um die Steuern. „Ich fatier' jetzt ganz ehrlich. Ich hab' früher auch nichts verheimlicht, aber jetzt geb' ich jeden Kreuzer an. Ich will meine Ruhe haben, ich laß mich auf nichts ein." – „Aber die Kriegsgewinnsteuer, das ist doch eine böse Sache. Wie das manche Leute trifft. Ein Bekannter

von mir, früher hat er nicht auf ein Paar Schuhe gehabt, im Krieg hat er eine Million verdient. Hat sich natürlich danach eingerichtet, Wohnung, Bilder, Antiquitäten, sogar Verständnis hat er sich schon erworben ... Bitte, jetzt nimmt man dem Mann mindestens sechzig Prozent weg. Mit den vierhunderttausend Kronen, die ihm bleiben, ist er doch ein armer Teufel. Furchtbar, wie manche Menschen der Krieg trifft ..." Die beiden Zigarettenbuben tauchen auf, haschen nach den Stummeln und verschwinden.



Bis alle Themen, alles Eis aufgezehrt sind, und die Uhr dreiviertel Zwölf zeigt. Die Straßenbahn hat sich längst zur Ruhe begeben, aus der reduzierten Vormitternachtsbeleuchtung ist eine noch schwächere Nachmitternachtsbeleuchtung geworden, die verstummten Straßen, die müden Kellnergesichter, alles winkt den Gästen zu: geht doch endlich schon schlafen. Aber man sitzt, so lang man sitzen darf, und spricht weiter, obwohl man sich gar nichts mehr zu sagen hat, zögernd geht

man auseinander und nach Hause: „Küss' die Hände ... Gute Nacht, schöne Frau ... Was machen Sie Sonntag? ..." „Was soll man denn machen ..." Hinter dem letzten Gast wird sofort zugesperrt, ausgelöscht, werden die Sessel über die Tische gestülpt, die muntere geschwätzige Kaffeehausszene ist plötzlich ein stummes finsteres Stück Trottoir geworden, wo sich nichts mehr regt. Nur die beiden zerlumpten bloßfüßigen Vorstadtbuben tauchen noch einmal auf, sammeln die letzte Beute und machen dann Bilanz. „Vierafuchz'g Stuck hab' i", sagt der eine. Und der andere entgegnet triumphierend: „Und i hab' zwanz'g Virschina ..." An diesem Sommerabend das einzige zufriedene Gespräch vor dem Kaffeehaus. (1917)

Der Herr von Ibini.

Nachruf für den letzten Stammgast.

Vorläufig lebt er allerdings noch, und es ist also kein unmittelbarer Anlaß, seinen Nekrolog zu schreiben. Aber wie lang wird er's denn noch machen? Die Gelehrten der Ernährungsfakultät sind sich darüber einig, daß seine Existenz nach Monaten, vielleicht sogar nur mehr nach Wochen zählt. Nicht, daß er schon so hochbetagt wäre. Er steht im schönsten Mannesalter, das heißt, er ist längst nicht mehr vierzig und noch lang nicht fünfzig, ist also in den besten Jahren, die so genannt werden, weil dann gewöhnlich nichts Besseres nachkommt. Überdies erfreut er sich einer vortrefflichen Gesundheit, bis auf einen chronischen Raucherkatarrh, Migräne, Magenbeschwerden und Schlaflosigkeit im Bureau, aber sonst ist er wirklich kerngesund. Ist auch kein Wunder, denn er führt das regelmäßigste Leben: Kaffeehaus, Bureau, Stammgasthaus, Kaffeehaus, Tarockpartie, Bureau, eine Viertelstunde Bewegung, wobei er zehn Minuten in der Trafik und zehn mit Bekannten an der Ecke stehen bleibt, abends Stammgasthaus, Kaffeehaus, schlafen gehen. Dabei kann man hundert Jahre alt werden, und die Hälfte davon hat er auch schon behaglich absolviert. Aber die andere Hälfte, die ist jetzt sehr fraglich geworden. Den Stammgast über-

kommen böse Ahnungen, und er spürt förmlich, wie er langsam ausstirbt. Und das ist ja immer das bedauernswerteste Schicksal: seinen eigenen Aussterbetag zu erleben.

Wenn man schon so viel von diesem beklagenswerten Mitbürger spricht, muß man ihm auch einen Namen geben. Er führt alle möglichen, denn er ist noch immer in vielen Exemplaren vorhanden, aber nennen wir ihn kurz: den Herrn von Ibini. Das ist kein italienischer Name, bewahre, sondern ein gut wienerischer, abgeleitet von dem schönen und stolzen Wahlspruch, das der Wiener Stammgast im Wappen führt: I bin I. Eine ganze Weltanschauung in einer knappen Formel, die besagt: die anderen mögen sein, was und wer sie wollen, ich bin auf jeden Fall mehr. So viel wie sie, bin ich lang noch. Vor allem komme ich, und für mich muß es immer etwas Besonderes, etwas Reserviertes, eine Extrasache geben, ich habe unbedingten Anspruch auf Bevorzugung und Protektion. Und warum dies alles? Das ist doch sehr einfach: I bin I.

Nach diesen soliden Grundsätzen hat der Herr von Ibini die ganzen Jahre hindurch gelebt. Es würde zu weit führen, hier seine vollständige Biographie zu erzählen, die interessant und reichhaltig ist wie eine ungestrichene Speisekarte. Nur einige schöne Züge aus seiner Blütezeit sollen festgehalten werden. Das Mittagessen nimmt Herr von Ibini seit Jahren in der zweiten Abteilung eines ersten Stadthotels, das zumeist von Hofräten, Pensionisten, älteren Advokaten und Kaufleuten aufgesucht wird, lauter Menschen, die mit dem Ehrgeiz, mit der Liebe, aber nicht mit dem Essen abgeschlossen haben, und bei denen sämtliche Leidenschaften längst gestrichen sind, nur nicht die für ein schönes Rindfleisch. Wenn Herr

von Ibini täglich auf die Minute genau hier eintritt, muß der Pikkolo sofort dienstfertig hinspringen, mit der Gebärde des Rockabnehmens. Anrühren darf der Pikkolo den Rock nicht, das ist ihm wegen der fettigen Entartung seiner Finger streng untersagt, aber wehe ihm, wenn er es einmal unterlassen würde, seine Dienste anzubieten. Der Zahlkellner wird hier von den alten Stammgästen nicht beim Vornamen gerufen, sondern aus unbekannten Gründen beim Zunamen: Herr Bauer. Trotzdem ist er von einer respektvoll zärtlichen Vertraulichkeit und flüstert dem Stammgast gleich ein süßes Geheimnis ins Ohr. „Was werden S' mir denn heut' wieder geben?" fragt der Herr von Ibini, dem man drei Speisenkarten hinlegen muß, die er ungelesen verächtlich wegschiebt, und obwohl er seit zwanzig Jahren mit der Verpflegung in dem Lokal hochzufrieden ist, macht er jeden Tag dieselbe menschenfeindlich mißtrauische Miene, als ob ihm hier gedungene Mörder nach dem Leben trachten würden. Und was flüstert denn der Herr Bauer so zärtlich? „Hab' eine Kraftsuppe für Sie aufheben lassen, Tafelspitz ist auch reserviert, Mandelpudding ist für Sie zu schwer, nehmen lieber Weinkoch." Der Herr von Ibini nickt mürrisch und strahlt innerlich. Wenn er nicht so sehr von seiner eigenen Person eingenommen wäre, würde er vielleicht bemerken, daß der Herr Bauer auch den anderen Stammgästen dasselbe aufgehoben hat. Aber jeder einzelne lebt hier in der Täuschung, daß alles gerade und nur für ihn und in besonderer Qualität vorhanden ist, und das gibt dem Essen und dem Dasein erst die Würze. Am Abend spielt sich der nämliche Vorgang in einem anderen Stammlokal ab, einem kleinen Bierbeisel, das Herr von Ibini aber nicht so sehr wegen des Essens und Trinkens auf-

sucht, als wegen der dort erhältlichen Bettschwere und der erbaulichen Stammtischgespräche: der letzte Raubmord, Lebendigbegrabenwerden, die Bedeutung des Antialkoholismus und ähnliches. Beim Zahlen wütet Herr von Ibini regelmäßig gegen die österreichische Unsitte des Drei-Kellner- und Drei-Trinkgeldersystems, wäre aber tödlich beleidigt, wenn bei seinem Abgehen nicht alle drei Kellner ein erwartungsvoll devotes Trinkgeldspalier bilden würden: „Hab' die Ehre, Kompliment, gute Nacht, Herr von Ibini ..."

So war es einmal und ist es längst nicht mehr. Im ersten Kriegsjahre gings ja noch an. Während die übrige Menschheit draußen ächzend umlernte, sich läuterte und in Selbstverleugnung und Entsagung übte, saß Herr von Ibini unbekümmert in seiner Stammecke, in die die große Zeit vorläufig nicht drang. Aber bald mußte auch er daran glauben und verzichten lernen: zuerst auf den Brotkorb, an dessen frischem Inhalt er sich die Hände abzuwischen gewöhnt war, dann auf die reine Protektionsserviette, die einer papierenen Dutzendserviette wich, später auf die frisch gemachten Speisen, die panierten Schnitzel, die mitgebratenen Erdäpfel ... Ast um Ast. Es kam noch ärger: Bierknappheit, Käsemangel, Kartenzwang, überall Bevormundung und Kontrolle. Was hat der Mann gelitten und geduldet! Nicht stumm, sondern kräftig fluchend. Obwohl er prinzipiell durchaus nicht gegen diese Maßnahmen war, er fand sie sogar ganz in Ordnung — für die anderen. Gerechtigkeit muß sein, aber mit Ausschluß des Herrn von Ibini. Er ließ seinen Groll an Herrn Bauer aus, weil er nicht mit der Allgewalt eines Wiener Zahlkellners in das Rad der Weltgeschichte griff und der großen Zeit gebot, wenigstens in diesem Lokal während der Essenszeit

still zu stehen. Das kann man doch von einem aufmerksamen Ober wirklich verlangen. Vorbei die Extrasachen und Protektionsspeisen. Der Herr Bauer flüstert freilich noch aus alter Gewohnheit süße Geheimnisse ins Ohr. Aber was flüstert er denn? „Hab' Ihnen eine Blutwurst aufheben lassen." Oder: „Schöner Olmützer Quargel ist für Sie reserviert." Und obwohl Herrn von Ibini vor diesen Speisen graut, er muß sie hinunterschlucken, denn sie sind ja eigens und ausschließlich für ihn reserviert.

Und nun sollen auch die letzten Reste der baufällig gewordenen Stammgastherrlichkeit verschwinden. Durch die Stadt gehen Ahnungen und Gerüchte von einer zwangsweisen Umwandlung der Wiener Gasthäuser in Kriegsküchen. Was kommen wird, wird kommen, aber wer kann den Herrn von Ibini zwingen? Wenn er in dem Lokal auftrat, erzitterten sämtliche Karaffindeln. Und dieser Mann soll sich jetzt in die Kriegsküche einschreiben lassen wie ein Schulbub? Oder vielleicht gar mit dem Heferl hinkommen und seine Ration holen? Am Stammtisch erzählt jemand, daß es in den Kriegsküchen ganz nett sein soll. Man fühlt sich dort wie zu Hause, nicht wie verheiratet, denn es fehlen alle unangenehmen Begleiterscheinungen. Man ißt im Garten, bekommt für zwei Kronen eine gute Speisenfolge, natürlich keinen Alkohol, auch Trinkgelder sind streng verboten. Sonst nichts? Da ist man also einer von vielen, ein Esser Nummer soundsoviel, darf keine Wünsche, keinen Gusto haben, vielleicht nicht einmal Speisesoda verlangen. Und sagen, kritisieren darf man natürlich auch nichts. Oder hängt im Vorraum der Kriegsküche vielleicht ein eigener Briefkasten für Magenbeschwerden?

Armer Herr von Ibini, ihm ist nicht zu helfen. Sein bisheriges Leben läßt sich nicht verlängern, und es gibt für ihn nur noch zwei Lebensmöglichkeiten: entweder er läßt sich in eine Kriegsküche einschreiben oder auf dem Standesamt, entweder Rayonierung oder trautes Heim. Die Ehe ist ja heutzutage auch eine Kriegsküche mit einigen angrenzenden Nebenräumen, man muß auch essen, was einem vorgesetzt wird, es gibt keine Extrasachen und keine Protektion. Aber einen Vorzug vor der Kriegsküche hat die Ehe doch: man kann nach Herzenslust schimpfen, es ist immer jemand da, mit dem man streiten und an dem man seinen Ärger auslassen kann. Herr von Ibini dürfte sich wahrscheinlich doch für das traute Heim entscheiden.

Das ist die wahrheitsgetreu aufgezeichnete traurige Geschichte vom Herrn von Ibini, dem letzten Wiener Stammgast, seinem Glück, seinem Ende und seiner Heirat.

(1917)

Spaziergang in Sandalen.

Eine bloßfüßige Geschichte

„Das gewöhnliche Durchhalten genügt mir nicht mehr", sagte der schon seit längerer Zeit junge und hoffnungsvolle Wiener Schriftsteller Otto Erich Fischl zu sich selbst. Die täglichen kleinen Entbehrungen und Einschränkungen sind seinem Ehrgeiz schon zu allgemein und zu banal geworden. Er möchte etwas ganz Besonderes auf sich nehmen und sich durch irgendeine außerordentliche Leistung im Entsagen und Durchhalten angenehm bemerkbar machen, weil er überhaupt schon lange auf der Suche nach einer persönlichen Note ist. Andere Wiener Autoren haben sich in früheren Jahren durch individuelle Locken, abendfüllende Plastronkrawatten und chronische Jägerhemden einen guten Namen gemacht und sind derart als Märtyrer ihres Ruhmes so lang umherspaziert, bis ihre Eigenart und Unsterblichkeit auf dem Wiener Platz gesichert war. Das ist jetzt sehr schwer, denn die Zeiten sind für ehrgeizige junge Talente nicht günstig, und bei der Knappheit in den wichtigsten Rohstoffen ist es geradezu unmöglich, sich eine halbwegs brauchbare persönliche Note anzuschaffen.

Unter solchen Morgenbetrachtungen steht Otto Erich Fischl vor seinem Kleiderkasten und besichtigt sorgenvoll die darin hängenden, noch auf Seide gearbeiteten Erinnerungen an bessere Tage. Viel sorgenvoller steht der junge Dichter

vor seinem Schuhspalier, das arg gelichtet ist und trüb dreinschaut. Die Absätze machen ein schiefes Gesicht und die Sohlen erklären ganz unumwunden: das Kleben mit Englischpflaster und Syndetikon stillt unseren Hunger nicht mehr, wir wollen Leder. Aber in solche Unkosten, wie die Anschaffung von neuen Schuhen oder das Besohlen von alten kann sich ein junger Wiener Dichter, der bisher noch keine Operetten schreibt, nicht stürzen. In den großen Schuhgeschäften werden für ein Paar standesgemäßer Lackschuhe bereits 120 bis 150 Kronen verlangt, und bevor man sich noch über den Preis entsetzen kann, fährt der Verkäufer schon mit frohlockender Zuversicht fort: „Das ist nicht viel Geld. Nächstes Jahr werden diese Schuhe so viel kosten wie ein kleines Auto." Aber auch der Flickschuster ist hochmütig geworden und böhmelt eilig und selbstbewußt: „Fleckel kost' jetzt fünf Kronen. Is do net viel, wo Viertel Wein Krone vierzig kost'." Vergebens denkt Otto Erich Fischl über die wirtschaftlichen Zusammenhänge zwischen Leder- und Weinpreisen nach, noch vergeblicher sucht er sich eines Flickschusters zu besinnen, der Antialkoholiker ist, aber es fällt ihm, wie so oft, nichts ein.

Plötzlich erinnert er sich, von einer Aktion gelesen zu haben, die im Rathause vorbereitet wird: Versuche mit einer neuen Art von elastischen und biegsamen, nach japanischem Muster konstruierten Holzsohlen. Sie sollen dauerhaft und elegant sein, bewirken einen zierlich trippelnden Gang, wie ihn die kleinen Japanerinnen haben, und der Träger überragt seine noch auf Ochsenhaut wandelnden rückständigen Zeitgenossen um drei bis vier Zentimeter: es kann keine Fußbekleidung geben, die für einen jungen Autor geeigneter wäre.

Wenn man vom Rathause kommt, ist man eben immer klüger. Denn das ist ja die lang gesuchte persönliche Note, die viel mehr Eindruck machen wird als abgetragene Locken, Plastronkrawatten und Jägerhemden. Freilich, die neuen elastischen Holzschuhe sind noch nicht zu haben. Aber die Sandalenidee läßt Otto Erich Fischl nicht mehr aus, und im nächsten Geschäft kauft er ein gewöhnliches Paar um fünf Kronen, ganz derb und primitiv ausgestattet, die Lederriemen schmerzhaft hart, und die Sohlen klappern bei jedem Schritt unheimlich laut. Da läßt sich nichts machen, Klappern gehört zum Handwerk. Selbstverständlich müssen die Sandalen auf dem bloßen Fuß getragen werden, dazu elegante Strümpfe anzuziehen, wäre stillos. Um so sorgfältiger muß die übrige Kleidung sein, damit man doch den besseren, gebildeten Menschen erkennt, und derart begibt sich der junge, hoffnungsvolle Autor auf seinen ersten Spaziergang in Sandalen. Nicht vielleicht in entlegene Vorstadtgassen. Nein, geradeswegs hinein in den ersten Bezirk, auf den heißen und maßgebenden Boden der Innern Stadt. Wenn schon, denn schon: hic Rhodus, hic salta! Soweit man eben heutzutage und dazu noch in Sandalen Sprünge machen kann.

Im ersten Moment war es etwas peinlich. Wenn man weder ein Vorstadtbub noch eine moderne Tänzerin ist, sich also nie bloßfüßig durchs Leben bewegt hat, ist es recht genant. Otto Erich Fischl spürte deutlich, wie ihm die Schamröte in die nackten Füße stieg oder richtiger sank. Sie waren sofort das Ziel sämtlicher Blicke. Der eigentliche Leidensweg des jungen bloßfüßigen Talents begann, als die ersten Bekannten am Grabenhorizont auftauchten. Als sich Otto Erich Fischl plötzlich diesem Korso von Boxcalf, Lack

und Chevreaux, von hochmütigen Knöpfelschuhen, Halbschuhen und Seidenstrümpfen gegenübersah, da kam ihm die ganze Kühnheit und Ungeheuerlichkeit seines Unternehmens zum Bewußtsein. Aber mit dem Mut und Trotz des jungen Stürmers und Drängers klapperte er unbekümmert hinein in die gute Schuhgesellschaft, fest entschlossen, sich als der erste Wiener Schriftsteller in Sandalen durchzusetzen.

Der erste Bekannte, mit dem er zusammentraf, war einer seiner Gönner, der stets Otto Erich Fischls literarische Entwicklung wohlwollend in der Leihbibliothek verfolgte. Dieser Gönner war also ein wohlhabender Mann, ein Kapitalist, der vor dreißig Jahren mit dem berühmten Paar zerrissener Schuhe nach Wien gekommen war und jetzt auf sehr noblem Fuß lebte. Heute schien er jedoch für eine minderwertige Art der Fußbekleidung wenig Sinn zu haben. Er sagte zwar wie immer gewohnheitsmäßig: „Grüß' Sie Gott, junger Freund. Was macht die Muse?" Aber während er sich sonst vertraulich eingehängt und wertvolle Börsenwinke gegeben hatte, war er heute auffallend reserviert und kühl, betrachtete Fischl vom Kopf bis zur großen Zehe und sagte mit hartherzigem Bedauern: „Ja, ja, die Börse. Wer nichts davon versteht, soll nicht daran rühren. Ihr letztes Gedicht war übrigens reizend. Von einer so echten Melancholie erfüllt – dafür werden Sie wohl sehr schlecht bezahlt? . . . Grüß Sie Gott, junger Freund."

Nachdenklich klapperte der Dichter weiter und stieß beinahe mit einer jungen Dame zusammen. Ein entzückendes Wesen: groß, schlank, dunkelblond, anmutig, liebenswürdig, mit einem Wort, sein Frauenideal. Er schwärmte für sie schon lange und mit derart ehrbaren, ernsten Absichten, daß er

nie ein Gedicht auf sie gemacht hatte. Zu dem entscheidenden Wort hatte er bisher nicht den Mut gefunden, und jetzt, als sie, allerdings etwas zögernd, auf seinen Gruß dankte, noch zögernder stehen blieb und Otto Erich schon hoffte, durch seine Kühnheit auf sie zu wirken, sagte sie etwas geniert: „Aber, lieber Herr Fischl, das haben Sie doch nicht nötig. Bisher waren Sie nie auffallend, haben nie den Schriftsteller herausgekehrt. Das hat mir gerade an Ihnen gefallen . . . Ich kann Ihnen übrigens die Adresse eines Schuhausverkaufs sagen, spottbillig . . . leben Sie wohl." Und schon ging sie mit einem jungen Mann weiter, der berückend helle Schuhe mit noch helleren Einsätzen trug, während der arme Fischl enttäuscht dastand: „Für Freiersfüße scheinen Sandalen doch nicht die richtige Grundlage zu sein."

Die nächste war eine junge Frau, die die angenehme Eigenschaft hat, ihre langjährigen Verehrer dadurch plötzlich zu erledigen, daß sie sie eines Tages glücklich verheiratet. Auch Otto Erich redete sie in der letzten Zeit eifrig zu, die Lyrik aufzugeben und lieber in eine angesehene Barchentfirma einzuheiraten. Ein entzückendes Mädel: klein, rundlich, brünett, eigenwillig, mit einem Wort, ganz sein Frauenideal. Jetzt schien die junge Frau überhaupt keine Worte zu finden, was sich in folgenden Sätzen äußerte: „Aber, Otto Erich, was tun Sie mir an. Sie machen ja uns beide unmöglich. Was ist das für eine abgeschmackte Koketterie? Oder wollen Sie mit den Sandalen skandieren, um auch mit den Füßen Gedichte zu machen? . . . Und wenn das die Familie des Mädchens erfährt. Sie weiß ja, daß Sie nichts haben, aber Sie müssen das noch nicht so publik machen und mit den Sandalen breittreten . . ." Sie ließ den jungen

Dichter stehen, und er sah sich vereinsamt einer kompakten Schuhmajorität gegenüber, gemieden, ignoriert, verlacht. Sogar die Grabenfiaker schienen bei seinem Anblick ihren längst verloren gegangenen urwüchsigen Standplatzhumor wieder zu finden. Ihm war zumute wie einem neuen Harun al Raschid, der unerkannt unter den Menschen gewandelt und erfahren hatte, wie sie wirklich waren. Aber das wollte der junge Dichter Fischl gar nicht, er wollte die Menschen so, wie er sie brauchen konnte. Er wollte von ihnen anerkannt, bewundert, geehrt werden, und mit der Welt auf gutem Fuße stehen. Aber dazu muß man Lackschuhe anziehen und keine Sandalen. Und plötzlich kam über ihn die Erleuchtung: „Mir scheint, mit diesen Sandalen bin ich auf dem Holzweg."

Wie die bloßfüßige Geschichte geendet hat? Ganz simpel und alltäglich. Er hat sich Lackschuhe gekauft, hat den aus literarischen Rücksichten angenommenen zweiten Vornamen Erich abgelegt und als schlichter Otto Fischl in jene rundliche brünette Barchentfirma eingeheiratet. Denn auf dem bloßfüßigen Umweg hatte er erkannt, daß heutzutage und bis auf weiteres Tausendernoten die beste persönliche Note sind. Die lyrischen Kaffeehausfreunde sagten freilich mitleidig geringschätzig: ein talentloser Spießer. Aber was geniert das Otto Fischl. Nachdem er bis zu seinem fünfunddreißigsten Jahr ein hoffnungsvolles junges Talent gewesen war, ist er schließlich doch noch ein braver, anständiger und tüchtiger Mensch geworden. Sehr traurig, nicht wahr? Ja, das kommt davon, wenn man Sandalen trägt. (1917)

Der zeitgemäße Schulaufsatz.

Eine Stilübung am Schulbeginn.

Der kleine Richi ist jetzt auch schon ein erwachsener junger Mann von vierzehn Jahren. Wo sind die Zeiten, als ich von ihm erzählen mußte, daß er mir nach der Weihnachtsbescherung mit Kreide eine ziemlich abfällige Kritik an die Wohnungstür geschrieben hatte: „Onkel Lutschi ist ein Ehsl." Damals war er eben noch ein ungestümer und maßloser, jede Autorität verachtender Volksschüler. Jetzt ist er ein ernster, sorgenvoller Gymnasiast, ein angehender Quintaner, dessen Dasein von Vokativ und Ablativ, von Härteskalen und Faltflüglern ausgefüllt ist, jenem idealen Wissen, das man später nie braucht und das offenbar gerade deshalb die richtige Vorbereitung für das Leben ist. Früher habe ich mich weniger für Richi und mehr für seine meistens rotblonde Mama interessiert, die aber, im Gegensatz zu ihrem strebsamen Sohn, schon seit Jahren in der stark frequentierten Klasse der kaum dreißigjährigen jungen Frauen konsequent sitzen bleibt. Im Laufe dieser Jahre sind Richi und ich einander immer näher gekommen, ich kenne seine ganzen Schulsorgen, die Art seiner Professoren und erlebe es zum zweitenmal, wie schwer sie es oft dem anspruchlosesten Schüler machen, nur ein bescheidenes „genügend" zu bekommen. Derart habe ich dem jungen Mann durch Rat und Zuspruch wiederholt über die steilsten Stellen des humanistischen Bildungsweges hinübergeholfen und dabei

freilich wahrnehmen müssen, daß meine hauptsächlich aus Lücken bestehende Bildung kaum mehr für die unteren Klassen der Mittelschule reicht. Aber dank dem Umgang mit meinem Neffen habe ich viel hinzugelernt, woraus sich die Nutzanwendung ergibt, daß man als Neffe nichts zu lernen braucht, denn als Onkel oder Vater holt man es ohnedies nach.

Genau genommen, bin ich gar nicht Richis Onkel. Es ist mehr eine Art Wahlverwandtschaft, die immer um diese Zeit besonders intensiv und innig wird: Mitte September, wenn das Schuljahr beginnt. Der Schulbeginn ist eine wunderschöne Zeit, aber Richi wird sie regelmäßig durch eine drohende Nachtragsprüfung verdüstert, eine äußerst unsympathische Einrichtung, die den ganzen Sommer verdirbt und das Familienleben beeinträchtigt. Der Vater geht sorgenvoll umher, als ob er sich in eine Spekulation in Alpine-Aktien eingelassen hätte, die rotblonde Mama läßt sich vor Kummer braune Haare wachsen – mit einem Wort: das Familienleben ist bedenklich erschüttert.

Diesmal sind die Nachtragsprüfungsqualen besonders arg, denn der Professor der deutschen Sprache, auf den es ankommt, soll ein furchtbarer Wüterich sein, nach den Schilderungen der Mama direkt ein Menschenfresser, der jeden Tag einen kleinen Primaner mit roten Rüben als Gabelfrühstück zu sich nimmt. Die Nachtragsprüfung besteht aus einer „Mündlichen" und aus einer „Schriftlichen", nämlich einer Hausarbeit über eines jener freien Themen, die von allen Schülern gefürchtet sind. Übermorgen ist Prüfungstag, und Richi hat noch nicht eine Zeile geschrieben. Es fällt ihm nichts ein, er ist nervös und nicht in Stimmung – lauter mir wohlbekannte Ausflüchte: sollte in diesem Knaben ein

zukünftiger Schriftsteller stecken? Und nun steht er desperat vor mir und bettelt: „Geh', Onkel, schau', Onkel, ich bitt' dich, Onkel, hilf mir. Du schreibst doch ohnehin so viel, da kommt es dir wirklich nicht darauf an." Die Sache beginnt mich zu interessieren. Deutsche Aufsätze waren immer meine Spezialität, und ich bin deshalb zweimal beinahe aus der Schule geflogen, und das zu einer Zeit, wo das Fliegen noch keine so einfache Sache war wie heute. Ich erkundige mich also nach dem Thema der Hausarbeit. Der Professor ist kulant und hat drei Themen zur Wahl gestellt, eines schöner und verlockender als das andere: „Ein Tag aus den Sommerferien." Oder: „Denn die Elemente hassen das Gebild' von Menschenhand." Oder: „Warum lieben wir unsere Vaterstadt Wien?" Das ist etwas für mich. „Richi," sage ich angeregt, „da bist du einmal an den Richtigen gekommen. Alle diese Themen habe ich selbst schon vor zwanzig Jahren behandeln müssen. Das diktiere ich dir glatt und ohne viel Überlegung. Aber wir wollen den Professor verblüffen und die Sache originell anpacken. Wir werden nicht eines von den drei Themen behandeln, sondern alle drei auf einmal. Setz' dich hin, spitz' deinen Bleistift und hutsche nicht mit dem Sessel, sonst ruinierst du mir den Teppich. Das werden wir sehr fesch und zeitgemäß machen, dabei aber auch schwungvoll und begeistert, wie es sich für die schlechten Zeiten gehört. Hutsch' dich nicht und fang' an zu schreiben . . ."

„Der Sommer ist unstreitig eine der schönsten Jahreszeiten. Früher sind wir immer in einen großen Kurort gegangen, aber heuer hat der Papa plötzlich zur Mama gesagt, was sie denn glaubt und daß er keine Banknoten fabriziert. Wir sind daher in ein kleines, freundliches Dorf mit groben

Einwohnern gegangen und haben bei einem Bauer gewohnt, der zwei Kröpfe und eine böse Frau hatte. Sie war den ganzen Tag in ihrer Küche, schimpfte auf die gefräßigen Stadtleute und aß fortwährend Kaffee und Schmalzbrot. Wir schliefen in einem schönen, geräumigen Zimmer, das im Winter als Hühnersteige benützt wird. Auch die Hühner schliefen aus Gewohnheit in dem Zimmer und legten sich in unsere Betten hinein. Als meine Mama deshalb ein Gesicht machte, sagte die Bäuerin, ob wir denn nicht wüßten, daß man auf dem Land mit den Hühnern zu Bett geht. Von den Eiern, die die Hühner in unseren Betten legten, durften wir nichts genießen, weil wir rayoniert waren. Aber der Kaufmann sagte, er hat keine Eier, die Hühner legen im Sommer nicht. Die Butterfrau saß den ganzen Tag mit einem Strickstrumpf vor ihrem Geschäft und rief vergnügt: „Ausverkauft, ausverkauft!" Am 1. September erschien der Gemeindediener bei uns und sagte, wir hätten uns schon genug erholt. Hierauf untersuchte er unser Gepäck und nahm eine Büchse Kondensmilch und eine Salami weg, die wir aus Wien mitgebracht hatten. Er sagte, daß die Salami aus Ungarn ist, ist ihm wurscht, er hat einen Auftrag und kennt seine Instruktion. Hierauf stritten sich Papa und Mama, und als ich sie versöhnen wollte, bekam ich von beiden zusammen eine Ohrfeige, weil sie überhaupt nur mir zuliebe aufs Land gegangen waren . . . Freudig stimmen wir daher in den Ruf Schillers ein: denn die Elemente hassen das Gebild' von Menschenhand . . ."

Hier blickte mich Richi zweifelnd an und nagte unschlüssig am Bleistiftende. Aber ich ließ seine Bedenken nicht aufkommen: „Das Wort ist doch sehr geschickt angebracht. Über-

haupt, es ist von Schiller, folglich paßt es immer. Spitz' deinen Bleistift, jetzt machen wir uns gleich über Wien her. Hutsch' dich nicht und schreib weiter . . ."

„Warum lieben wir unsere Vaterstadt Wien? Wir lieben sie, teils weil wir hier geboren und aufgewachsen sind, teils weil wir im Sommer zwei Monate aufs Land gehen. Wien ist unstreitig eine der schönsten Städte. Nur Konstantinopel und Kopenhagen sind schöner gelegen, haben aber nicht so viele Lebensmittelkarten. Von den Wiener Lieferanten wurden wir bei unserer Heimkehr sehr herzlich willkommen geheißen, denn sie glaubten, wir hätten ihnen etwas vom Land mitgebracht. Die Grünzeughändlerin erwartete von uns Erdäpfel, die Milchfrau Butter und der Fleischhauer ein Kalb. Sie waren alle sehr ungehalten, und die ersten Tage haben wir von Dörrkraut und Gemeindemargarine gelebt. Der Papa hat gesagt: ‚Das beste in Wien ist unser gutes Hochquellenwasser, darauf hab' ich mich die ganze Zeit gefreut', und hat das Stubenmädchen sofort um ein Glas Bier geschickt. Damit sie es bestimmt kriegt, soll sie mit dem Schankburschen recht nett sein, aber sie hat gesagt, sie muß schon mit so vielen nett sein, mit dem Delikatessenhändler wegen Käse und mit dem Drogisten wegen Seife, das ist ihr zu viel und sie will um zehn Kronen gebessert werden. Überhaupt haben die Preise unseren Aufenthalt im Gebirge dazu benützt, um ebenfalls hoch hinaufzusteigen. Mehl gibt es nirgends zu kaufen, aber um vierzehn Kronen das Kilo bekommt man es überall. Papa sagt, das Hamstern ist für einen gewöhnlichen Menschen unerschwinglich geworden und er muß auf der Börse Petroleum und Gummi kaufen, um sich ein bißchen Mehl und Zucker

leisten zu können. Auch mir muß er mehr Taschengeld geben, denn die Straßenbahn ist teurer geworden, und ich werde nicht wegen des Schulbesuches täglich acht Heller draufzahlen. Für unsere Fenster, Glühlampen, für das Klavier und das Stubenmädchen werden wir Steuer zahlen müssen, aber wir können es nicht weggeben, weil sie alles weiß. Der Papa spricht schon wieder vom Banknotenfabrizieren und er weiß nicht, wie das weitergehen soll, und in Budapest haben sie es doch viel besser . . . Deshalb lieben wir unsere Vaterstadt Wien, was zu beweisen war . . ."

Jetzt bin ich wirklich neugierig, was der Deutschprofessor zu diesem zeitgemäßen Aufsatz sagen wird. Hoffentlich wird er seinen in die Augen springenden Vorzügen gerecht werden und Richis Karriere keine weiteren Hindernisse bereiten. Oder wird die Zensur am Ende lauten: unangenehm realistisch und zynisch? Dann ist das der letzte Schulaufsatz, den ich geschrieben habe, und dann mache ich überhaupt einen Strich über die ganze humanistische Bildung, deren veralteter Idealismus zu den jetzigen Zeiten absolut nicht mehr paßt. Und wenn ich einmal einen Richi oder Kurti oder sonst einen nennenswerten leiblichen Sohn haben sollte, der darf mir nicht ins Gymnasium. Den gebe ich ohne Bedenken zu einem soliden Preistreiber oder Kettenhändler in die Lehre, damit aus dem Buben doch etwas Anständiges und Tüchtiges wird.

(1917)

Der letzte Lebemann.

Eine Luxuselegie.

Kennen Sie den Bobby Fries? Sie werden ihn bestimmt kennen, zumindest vom Sehen. Man begegnet ihm doch tagtäglich zu denselben Stunden, an denselben Stellen, und in der kleinen großen Welt, die von Kohlmarkt und Schwarzenbergplatz begrenzt ist, gehört er zu den unentbehrlichsten Gestalten. Wie alle Menschen ohne Beruf und Beschäftigung ist er stets in Anspruch genommen, verabredet und unterwegs: zum Frühstück, zum Schneider, in die Konditorei, zum Fünfuhrtee, in den Klub und in die Bar. Bobbys Lieblingsaufenthalt ist aber die Rohrsesselreihe vor den Ringstraßenhotels, weil es überhaupt seit jeher sein Ehrgeiz war, für ein Stück des Wiener Fremdenverkehrs gehalten zu werden, und es zählt zu seinen stolzesten Erinnerungen, daß einmal vor Jahren ein vorübergehendes junges Mädchen bei seinem Anblick zu ihrer Begleiterin sagte: „Da schau, ein Engländer." Um das zu erreichen, hat Bobby Fries allerdings in Kleidung, Haltung und Auftreten keine Mühe und keine Kosten gescheut. Er kann sich nicht mehr erinnern, jemals auf den schlichten Namen Robert gehört zu haben, spricht ein künstlich gebrochenes Deutsch, langweilt sich aus Überzeugung, und das Monokel sitzt ihm so festgewachsen im Auge, als ob er durch dieses Stück Glas das Licht der Welt erblickt hätte. Alle kennen, alle grüßen ihn, die Fiaker, die Chauffeure, die

Dienstmänner, und wenn Bobby Fries schließlich bei dem Ringstraßenhotel anlangt, bei der Drehtür, die der wienerische Neger schon längst beflissen in Rotation gesetzt hat, dann tritt er hier immer mit dem stolzen Gefühl eines Menschen ein, der ruhig von sich sagen kann: „Ich habe nicht umsonst gelebt" – es hat ihn sogar meistens sehr viel gekostet.

Zugegeben: Bobby Fries ist eine etwas veraltete Figur, ein Überbleibsel aus sorgloseren und oberflächlicheren Tagen. Er weiß das selbst ganz genau. Bobby ist nämlich durchaus nicht so geistlos, wie er durch sein Monokel blickt. Er weiß, daß die Welt rings um ihn sich verändert hat, aber er verharrt unentwegt in seiner Lebemannspose von anno dazumal. Die ganzen drei Jahre hindurch hat er den Krieg für seine Person mit bemerkenswerter Konsequenz ignoriert, und in seiner Lebensweise hat sich nicht das mindeste geändert. Am späten Vormittag erwacht er und liest das Kapitel des französischen oder englischen Romans zu Ende, bei dem er abends eingeschlafen ist. Dann macht er umständlich Toilette, rasiert sich mit einer amerikanischen Klinge, wäscht sich mit einer englischen Seife, badet sich in Eau de Cologne russe und Eau de Lubin, eine ganze Entente von Toilettemitteln. Auch zum Frühstück verzehrt er einige Feinde, portugiesische Sardinen, Jam aus London, trinkt einen Schluck Hennessy und raucht eine vor langen Zeiten Importierte. Sein Tagewerk ist verschieden, je nachdem er sich enerviert, preokkupiert oder indisponiert fühlt, wie er überhaupt möglichst in Fremdworten denkt und empfindet. Den Abend verbringt er teils im Klub beim Bakkarattisch, teils in der Bar bei verschiedenen Drinks, bis schließlich der Tag endet, wie er

begonnen hat: mit der Lektüre von Gyp, Valdagne und Conan Doyle im Urtext.

Bobby Fries führt diese Lebensweise nicht nur aus jahrelanger Gewohnheit, sondern auch mit einer gewissen programmatischen Absicht, und in tiefsinnigen Barnächten pflegt er seinen Intimen auseinanderzusetzen, daß er an die gegenwärtige Tendenz zur Einfachheit, Mäßigkeit und Tugendhaftigkeit nicht glaubt und daß dies alles mit dem Krieg vorübergehen wird. Er läßt sich daher in seiner luxuriösen Lebensführung nicht beirren, weil das doch wieder die Fasson der kommenden Friedensjahre sein wird. Derart hat er bisher auf seine Weise durchgehalten, und wenn man auch Bobby Fries vom sittlichen und wirtschaftlichen Standpunkt verdammen mag, muß man doch die Leistung dieses Mannes anerkennen: des letzten Wiener Lebemannes, der sich mit allen Mitteln und einem beträchtlichen Kostenaufwand dagegen sträubt, bei lebendigem Leib auszusterben.

So sind drei Jahre vergangen, unversehens ist der vierte Kriegswinter da und setzt sehr scharf ein, bevor es noch kalt ist. Was bisher immer nur angedroht und ratenweise versucht wurde, scheint diesmal ganz ernst zu werden: Der Kampf gegen den Luxus, die unerbittliche Unterdrückung jener üppigen Lebensweise, die auf die unbemittelten Kreise verstimmend und aufreizend wirkt. Zu den behördlichen Maßnahmen gesellt sich ein freiwilliger Entschluß der Wiener Hoteliers von geradezu spartanischem Charakter: Abschaffung der Speisenkarte, Einführung eines bescheidenen Einheitsmenüs, Schließung aller Teeräume, Bars, überhaupt aller Luxuslokalitäten, Verstummen der Nachmittags- und Abendkonzerte, Entlassung der überflüssigen Angestellten, wie Boys,

Grooms, Türsteher und Neger ... Unwillkürlich muß ich da an Bobby Fries denken. Wie wird der Mann das ertragen? Wie wird er sich mit diesem vierten Kriegswinter abfinden? Wie soll er weiter seinen Beruf als Lebemann ausüben, wenn man ihm das Rohmaterial, die Hilfskräfte nimmt und die Arbeitslokale sperrt. Man muß ihn unbedingt schonend darauf vorbereiten, daß jetzt seine letzte Luxusstunde und seine erste Läuterungsstunde geschlagen hat.

Bobby Fries sitzt wie immer am Vormittag vor dem Ringstraßenhotel in einem Rohrsessel, eine Zigarette mit Goldmundstück im Mundwinkel, in eine erstklassige Träumerei versunken, wie ein gealterter und stark zerlesener Anatol anzusehen. Er begrüßt mich mit müder Grazie: „Was sagen Sie zu dem Herbsttag? Die sonnigen Stunden auf der Ringstraße, das macht uns keiner nach." — „Lieber Herr von Fries," erwiderte ich ungerührt, „lassen wir den Wiener Herbst. Das ist eigentlich mein Ressort, und auch ich habe es aufgeben müssen. Wer hat denn jetzt Sinn für eine schöne Herbststimmung. Der Herbst ist heutzutage etwas ganz anderes: die Zeit der Äpfel und Birnen, der Frühkartoffeln." — Ein indignierter Monokelblick trifft mich: „Lieber Freund, müssen S' denn immer vom Essen reden?" — „Man hat jetzt eben nur materielle Dinge im Kopf, wo der Winter vor der Tür steht." — Bobby Fries wechselt die Beinstellung, was bei ihm ein Zeichen reger Gedankenarbeit ist: „Ja, der Winter, daran hab' ich auch schon gedacht. Was glauben Sie: ein Silberfuchs, der müßte eine Blondine sehr gut kleiden." — „Mag sein, aber ich bin jetzt weder für Silberfüchse, noch für Blondinen zu sprechen. Ein ernster Mensch hat jetzt ganz andere Wintersorgen. In diesem vier-

ten und hoffentlich letzten Kriegswinter muß jeder haushalten und sparen helfen. Sie werden gewiß gelesen haben ..." – „O nein, ich les' solche Sachen prinzipiell nicht." – „Dann werden Sie eben nächstens vor der Tatsache stehen. Ja, ja, auch die verwöhnten Gäste der Luxushotels müssen jetzt daran glauben. Aus ist's mit den Horsd'oeuvres und dem Aquarium von Forellen und Langusten, in dem Sie nach Belieben gefischt haben. Gewählt und gustiert wird nicht mehr. Sie werden das Einheitsmenü essen, das man Ihnen vorsetzt." – „Lächerlich. Ich soll mir vorschreiben lassen, was mir schmeckt? Da hätt' ich ja gleich vor zwanzig Jahren heiraten können, da hätt' ich auch längst keinen Gusto mehr." – „Lieber Herr von Fries, Sie werden noch auf ganz andere Gewohnheiten verzichten müssen. Auch die Schlaflosigkeit mit Musikbegleitung, das Nachtleben, wird nicht mehr geduldet." – „Ich weiß schon, Sperrstunde. Wird man sich halt nach zehn Uhr in einen reservierten Raum zurückziehen." – „Gibt's nicht mehr. Klublokale, Bars und so weiter, das muß heuer alles geschlossen bleiben. Überhaupt, das Hotel soll nur seinem eigentlichen Zweck dienen: Unterkunft und Beköstigung. Fife o'clock teas sind jetzt ebenfalls nicht nötig." – „So? Wo denn soll man sich ein harmlos erstes Rendezvous geben?" – „Auch das überflüssige Hotelpersonal wird abgeschafft: die Grooms, die Boys, der Neger bei der Drehtür ..." Aber es tut mir schon leid, das so unvermittelt gesagt zu haben. Denn während Bobby Fries alles andere gleichmütig angehört hat, scheint ihn gerade diese Ankündigung merkwürdig tief zu treffen. Er blickt mich ganz fassungslos an: „Den Neger wollen's verbieten, den netten Kerl? Soll ich mir vielleicht die Tür selber aufmachen? ..." Dann

steht er auf, läßt das Monokel aus dem Auge fallen, was bei ihm ein Zeichen heftiger Gemütsbewegung ist, und sagt kopfschüttelnd: „Keinen Neger, so etwas ..." Vergebens suche ich nach einem Wort des Trostes, aber was kann man einem Menschen sagen, dem plötzlich der ganze Lebensinhalt konfisziert worden ist.

Bobby Fries ist langsam bis zur Drehtür gegangen, als ob er sich in den Schutz seiner Getreuen flüchten wollte: des Negers, der Boys, des Voituriers und Portiers, und durch ihre devoten Grüße erholt er sich sichtlich und findet sein altes Selbstbewußtsein wieder: „Mir scheint, Sie haben mir einen Schrecken einjagen wollen. Aber ich sitz' Ihnen nicht auf." — „Kein Scherz, Herr von Fries. Es wird eine strenge Verordnung erscheinen ..." Aber er läßt mich gar nicht zu Ende sprechen und sagt mit einem tiefsinnigen Monokelblick: „Lieber Freund, ich hab' schon so viele Verordnungen und Vorschriften erlebt und alle gut überstanden, da werd' ich die eine auch noch aushalten. Es ist ja doch immer nur ein mehr oder minder komplizierter Umweg zu einem Hintertürl . . . Nicht wahr? Na also. Ja, wenn Sie mir erzählt hätten, daß alle Hintertürln beschlagnahmt werden sollen, da möcht' ich anfangen, besorgt zu sein ... Aber so ... nein, nein ... grüß Sie Gott." Und er verschwindet, in der Haltung eines Menschen, der unbeirrt der Zukunft vertraut und innerlich fest davon überzeugt ist, daß der liebe Gott die Neger nur zu dem Zweck erschaffen hat, damit sie vor dem Herrn von Fries devot die Hoteltür öffnen.

(1917)

Kettenhandel.

Eine kostspielige Geschichte.

„So kann das nicht weitergehen", sagte Herr Albert Simpel, von Beruf Privatier und Ehemann, eines schönen Tages zu sich selbst. Es war eigentlich gar kein schöner Tag, sondern ein ganz gewöhnlicher, wie eben die Tage heutzutage sind. Verdrießlich wacht man auf, versucht, sich mit Kriegsseife zu waschen, bei deren Gebrauch man bekanntlich nur selber schäumt, setzt sich dann zu einem echten Wiener Frühstück, bestehend aus Teesurrogat mit Zitronenersatz, und genießt dazu die neuesten Nachrichten vom Ernährungsschauplatz: was wird heute wieder frisch verboten, beschlagnahmt, gekürzt, gestreckt, nicht eingelangt, ausverkauft und trotzdem im Preise gestiegen sein?

Bisher hat Herr Simpel im Verein mit seiner rundlichen Gattin alle diese Entbehrungen geduldig und tapfer ertragen und dabei noch an Gewicht zugenommen. Allerdings, der Gebrauch ist bedenklich gestiegen, und jedem Freunde des Hauses pflegt Herr Simpel im Vertrauen zu klagen: „Unter uns: wissen Sie, was wir heuer gebraucht haben? 56.000 Kronen." Glücklicherweise kann er es sich erlauben, denn seine Gattin verzinst sich ungefähr zu sechs Prozent, seine Papiere tragen noch mehr, viele haben sogar, wie es im Börsenjargon heißt, Junge bekommen, und seine Ehe ist kinderlos. Im übrigen ist die Gattin eine sehr tüch-

tige Hausfrau, was sich in der Heranziehung und rationellen Nutzbarmachung ihrer zahlreichen Verehrer zum Zwecke der Verproviantierung des Haushaltes deutlich zeigt. Wer verehren will, muß etwas verschaffen und liefern, der eine hat für Zucker zu sorgen, der andere für Mehl, der dritte für Eier, und die sich gelegentlich geltend machende Eifersucht des Hausherrn läßt sich immer rasch und gern mit einer Eierspeise beschwichtigen. Derart hat das Ehepaar die drei Jahre hindurch recht gut gelebt, vielleicht sogar zu gut, und wenn Herr Simpel ab und zu schüchtern ein Bedenken äußerte, erhielt er regelmäßig die Antwort: „Soll man nicht einmal das davon haben? Es ist doch nur einmal Weltkrieg ..."

Aber in den letzten Wochen haben sich auch im Simpelschen Haushalt die Approvisionierungsverhältnisse arg verschlechtert. Es wird immer schwieriger. Die nahrhaftesten Hausfreunde versagen, die Augenaufschläge machen auf die Lieferanten längst keinen Eindruck mehr, und nicht einmal Theaterkarten wirken noch. So hat die Milchfrau unlängst ganz ungeniert erklärt, daß sie sich diese faden Operetten nicht dreimal ansehen will und daß sie erst dann, wenn die Fortsetzung vom „Dreimäderlhaus" gespielt wird, wieder Butter haben wird. Es ist sehr traurig, bei einem absolut fettlosen Frühstück sitzen zu müssen, und auch der Anblick der rundlichen Gattin ist da nur ein magerer Trost. Damit das trockene Brot besser hinunterrutscht, liest Herr Simpel seiner Gattin jeden Morgen die üppigen Schilderungen der täglichen Marktberichte vor: „In der Großmarkthalle kamen heute 1000 Kilo Gemeindemarmelade zum Verkauf. Da die erwartete Auslandsbutter auch heute noch nicht eingelangt war,

wurden 300 Pakete Gemeindemargarine verkauft. Morgen Rauchspeck für die Buchstaben A bis D." An dieser Stelle pflegt Herr Simpel immer tief aufzuseufzen: „Schade, daß wir mit S anfangen. Gerade, wenn einmal etwas da ist, hat man wieder nicht den richtigen Anfangsbuchstaben. Etwas stimmt immer nicht."

Nach der Ernährungsrubrik ist der Gerichtssaal Herrn Simpels liebste Morgenlektüre. Namentlich die Berichte über die Maßregeln und die Verhandlungen gegen die Preistreiber und Kettenhändler mit Lebensmitteln verschlingt er wie einen spannenden Roman: „Wieder ist es der Polizei gelungen, einer Bande von Kettenhändlern auf die Spur zu kommen." Und wenn er dann liest, daß in jenem und diesem Kaffeehaus eine Lebensmittelbörse entdeckt worden ist, wo der schwunghafteste Schleichhandel mit Mehl, Fett, Zucker und Kaffee zu den unerhörtesten Preisen getrieben wird, so ist er natürlich immer von einer heftigen sittlichen Entrüstung erfüllt, aber zugleich auch von einer sehnsüchtigen Neugierde, und er sagt vorwurfsvoll: „Warum kennen wir gar keinen Kettenhändler? Alle unsere Bekannten leben von verbotenen Früchten, vom Tauschen und Überzahlen, nur wir leben jetzt streng nach den Vorschriften und Karten. Es ist direkt eine Schande . . ."

Während Herr Simpel diesen Gedankengang noch im stillen fortspinnt, sagt seine wesentlich energischere Gattin: „Du könntest wirklich einmal in ein solches Kaffeehaus gehen. Ich habe gehört, es soll ganz einfach sein. Man braucht nur eine Weile dort zu sitzen, und es kommt schon jemand und bietet einem etwas zum Kauf an." – „Aber die Preise." – „Die sind Nebensache. Wir können es uns Gott sei Dank

erlauben. Die Mama hat erst unlängst gesagt, sie staunt, wie wenig wir uns gönnen." Wenn die Gattin Aussprüche ihrer Mama zitiert, dann weiß Herr Simpel schon, daß er nachgeben wird. Überdies hält er seine Gattin für eine sehr gescheite Frau, weil sie nämlich viel schneller und eindringlicher spricht als er, und darauf kommt es in der Ehe an.

Schon halb überzeugt, versucht Herr Simpel noch einen Einwand: „Aber ich verstehe doch gar nichts von Lebensmitteln", aber die Gattin schneidet ihm das Wort ab: „Du verstehst es ausgezeichnet, du kennst dich aus", was man immer zu sagen pflegt, wenn man jemandem etwas einreden will. In diesem Augenblick ruft einer der Verehrer an, das Gespräch wird

nicht fortgesetzt, aber die Sache läßt Herrn Simpel keine Ruhe. Schon seit sechs Jahren, so lang er verheiratet ist, wartet er vergebens auf die Gelegenheit, seiner Frau „einmal zu zeigen". Er weiß zwar nicht genau was, aber er spürt: jetzt oder nie. Das Preistreiberkaffeehaus ist diese Gelegenheit, und auf dem nicht mehr ungewöhnlichen Wege des Schleichhandels wird auch er sich Respekt und Ansehen verschaffen.

Herr Simpel zieht seine ältesten Kleider an, tut viel Geld in seine Brieftasche und geht am Nachmittag in eines der Kaffeehäuser, von denen er schon viel Gutes gehört hat. Das Lokal sieht nicht sehr einladend aus, ist aber glänzend besucht. Herr Simpel, der als wohlerzogener Mensch seinen Hut abnimmt, erregt dadurch unliebsames Aufsehen, weil es in dem Kaffeehaus zum guten Ton gehört, den Hut aufzubehalten. Der Kellner, dem man die Einschränkung des Bäderbetriebes deutlich anmerkt, nimmt die Bestellung vertraulich entgegen, und die Tasse verrät indiskret, was der frühere Gast genommen hat. Herr Simpel sitzt ängstlich und befangen da und starrt in ein pikantes Witzblatt hinein. Aber es geht alles programmgemäß. Alsbald setzt sich ein Mann an seinen Tisch und beginnt ohne viel Umschweife ein Gespräch: „Braucht der Herr vielleicht billiges Mehl? Ich hab' keines, aber jener dort, der beim Fenster, will aus Gefälligkeit etwas verkaufen." Es stellt sich dann zwar heraus, daß auch „jener" kein Mehl hat, sondern nur von einem Dritten weiß, der Mehl haben soll, aber allmählich kommt das Gespräch doch zustande, wobei der Preis bei jeder Station anmutig in die Höhe geht, denn alle Besucher dieses Kaffeehauses scheinen nach dem Goetheschen Wort zu leben: Jeder sehe, wie er's

treibe. Nach einer Stunde ist Herr Simpel glücklicher Besitzer von 35 Kilo Doppelnullerlmehl à 14 Kronen, 20 Kilo Würfelzucker à 10 Kronen, einem Liter Rum zu 40 Kronen und einem Kilo ungebrannten Kaffee zu dem lächerlich billigen Preis von 110 Kronen. Außerdem wird ihm noch Speck, Salami, Butter und Toiletteseife in Aussicht gestellt. Ihm ist zu Mut, als ob der Frieden schon da wäre, dessen sämtliche Genüsse sich in dieses schmutzige Kaffeehaus zurückgezogen zu haben scheinen. Die Sache ist ja sehr kostspielig, aber der Frieden wird eben auch von Tag zu Tag teurer.

Bis hieher verläuft die Geschichte ganz glatt und alltäglich, und jetzt kommt erst die Verwicklung, der überraschende Falke, der in keiner Geschichte fehlen soll, und zwar in Gestalt einer polizeilichen Razzia, die wiederholt in rücksichtsvoller Weise angekündigt, dann wieder verschoben und schließlich gerade an dem Tag und in dem Kaffeehaus vorgenommen wurde. Während die anwesenden Kettenhändler sich sofort in harmlose Domino- und Tartelspieler verwandelten, machte sich Herr Simpel durch das Schuldbewußtsein, das er als anständiger Mensch sofort zur Schau trug, verdächtig. Er wurde aufgefordert, sich zu legitimieren, dabei kamen kompromittierende Zettel und Warenproben zum Vorschein, alles wurde saisiert, es kam zu einem peinlichen Verhör, wobei auch die Beteuerung seiner bisherigen Unbescholtenheit sehr gegen ihn sprach. Denn wenn jemand heutzutage unbescholten ist, das ist sehr verdächtig. Mit Mühe und Not wurde er schließlich mit der Verwarnung entlassen: „Bessern Sie sich" — ein trauriger Rat für jemanden, der gerade im Begriff war, den ersten erfolgreichen Schritt vom Weg zu tun.

Wie und wo diese Geschichte geendet hat? Natürlich am ehelichen Frühstückstisch. Gott sei Dank, die Gattin hatte keine Ahnung, und Herr Simpel begann sofort gewohnheitsmäßig vorzulesen. Zuerst den Marktbericht, dann den Gerichtssaal: Wieder ist es der Polizei gelungen... Aber an diesem Tage las er nicht weiter. Und er wollte sich eben in eine heftige sittliche Entrüstung gegen die Verteuerung der wichtigsten Lebensmittel durch den Schleich- und Kettenhandel hineinreden, als die Gattin, die unterdessen in seinen Mienen weitergelesen hatte, ihn kategorisch unterbrach: „Hast du das nötig gehabt? Ich hab' doch gewußt, du taugst nicht zu solchen Sachen. Wenn man das Malheur hat, ein braver Mensch zu sein, soll man nicht hochstapeln und den Kettenhändler spielen. Wenigstens hast du dir eine große Ausgabe erspart und kannst mir jetzt die Chinchillastola kaufen. Die brauche ich noch dringender als Fett." Und damit zum Schaden auch der Spott nicht fehle, fügte die liebevolle Gattin gereizt, vorwurfsvoll und geringschätzig hinzu: „Die Mama hat doch immer gesagt, du bist ein hochanständiger Mensch .."

(1917)

Hundeleben.

Nahrungssorgen der Tiere.

Wie geht es jetzt eigentlich den Tieren? Darum kümmert man sich nämlich sehr wenig. Es ist ja begreiflich, denn man hat mit dem eigenen werten Befinden alle Hände voll zu tun, hat tausend Sorgen, Laufereien, Scherereien, dank einem Approvisionierungssystem, das den Appetit mehr anregt, als ihn stillt. Im bescheidensten Haushalt gibt es reichliche und bunte Vorräte von nichthonorierten Bezugsscheinen und Karten, die, genau wie die Besitzer, die Farbe wechseln, denn man ärgert sich über die vergebliche Mühe und Zeitvergeudung, die sie verursachen, oft grün und gelb, oder auch blau und braun, je nach der Wochenfarbe. So sieht jetzt die menschliche Ernährung aus. Es ist ja nicht das Richtige, man wird dadurch nicht gesättigt, sondern kriegt es bloß satt, aber das ist immerhin auch etwas. Die Tiere jedoch, die haben nicht einmal das. Sie sind nicht angemeldet und nicht rayoniert, sie haben keine Karten und keine Bezugsscheine, um sie kümmert sich keine Ernährungsinstanz, sie werden nicht kontrolliert und nicht mit Geldstrafen belegt, mit einem Wort, es ist unbegreiflich, wie sie sich in dieser großen Zeit halbwegs rechtschaffen fortbringen können.

Das ist ein Unrecht und eine Benachteiligung. Niemand kümmert sich um die Nahrungssorgen der Tiere. Höchstens daß einmal, wie unlängst im Ernährungsrat, der Antrag gestellt wird, die Luxushunde abzuschaffen. Die Herzen sämt-

licher Hundebesitzer haben einige Tage lang gezittert, bis sie durch eine beschwichtigende Antwort des Ernährungsministers beruhigt wurden: die Hunde dürfen vorläufig ihr Luxusleben ungestört weiter genießen. Nun wäre es wirklich an der Zeit, einmal zu erfahren, wie eigentlich ein Hundeleben aussieht: nicht das menschliche, denn davon singen wir ja alle Tage dasselbe Klagelied, sondern das wirkliche animalische. Diese begreifliche Neugierde hat mich veranlaßt, einige Hunde meines Bekanntenkreises zu interviewen: einen Luxushund, einen Mittelstandshund und einen Straßenhund — die soziale Schichtung ist nämlich in dieser vierfüßigen Gesellschaft ungefähr die gleiche.

Der Luxushund wohnt natürlich auf der Wieden. Er ist so herzig und charmant, wie sein Frauerl, eine Operettendiva, hört auf den Namen Pipsi, ein echter Zwergbully, unter Brüdern, namentlich wenn sie Kriegsgewinner sind, mindestens 800 Kronen wert. „Das gnädige Fräulein ist nicht zu Hause," sagt die Zofe, „sie speist heute im Imperial." — „Das tut mir aber sehr leid. Da hat sie wohl Pipsi mitgenommen?" — „Nein, Pipsi speist heute zu Hause, er ist nicht ganz wohl." Sie läßt mich ins Herrenzimmer eintreten. Auf einem kostbar gestickten Seidenpolster aus der Wiener Werkstätte liegt Pipsi, süß und herzig wie immer, gepflegt und soigniert, die Pfoten manikürt, aber mit dem Ausdruck eines Geschöpfes, das mit sich und der Welt unzufrieden ist. Pipsi hat Magendrücken, und auf meine teilnehmende Frage antwortet er mit leisem distinguierten Knurren: „Wundert Sie das? Mich nimmt man nicht mit ins Imperial. Für mich läßt man aus dem Beisel nebenan eine Portion Tellerfleisch holen. Ich habe es gegessen, weil ich Fleisch prinzipiell nicht

stehen lasse, aber es tut mir leid. Ich brauchte etwas, um mir wieder den Magen einzurichten. Haben Sie vielleicht ein Stückchen Zucker bei sich?" Natürlich habe ich nur Saccharin bei mir und biete ihm eine Tablette an. Pipsi nimmt das Saccharin vorsichtig auf die Zunge und spuckt es sofort wieder verächtlich aus — ein kluges Tier. Das Gespräch kommt dann auf die Agitation gegen die Luxushunde. Pipsi legt die Ohren zurück und schnauft indigniert: „Das ist eine Hetze, weiter nichts. Warum denn gerade wir? Warum schafft man nicht die Luxusherren und Luxusmädchen ab? So viel wie die leisten wir auch noch. Und schließlich sind wir doch Steuerzahler. Ich trage dem Staat jährlich zwanzig Kronen, und bei der Kriegsgewinnsteuer wird man uns gewiß auch nicht auslassen. Was will man denn eigentlich von uns? Man schränkt sich genug ein und gewöhnt sich nach und nach alles ab: die Praterfahrten, die Automobilreisen. Wo sind die Zeiten ..." Ich setze Pipsi auseinander, daß Luxus heute sündhaft ist, daß jeder verzichten muß, aber er hört gar nicht zu, faucht gelangweilt: „Bäh ...", und mit einem trägen Versuch, sich zu kratzen, schläft er schnarchend ein. Die Zofe tritt auf den Zehenspitzen ein und bittet dringend, ich möge mich leise entfernen, denn wenn Pipsi aus dem Schlaf aufgeschreckt wird, kriegt er Kopfweh, und dann sagt das gnädige Fräulein abends wegen Unpäßlichkeit ab ... Ich überlasse Pipsi wieder seinem gepolsterten Luxusdasein. Auf einem Seidenpolster läßt sich die große Zeit doch leichter ertragen.

Um den richtigen Begriff vom Hundeleben zu bekommen, muß ich mich schon an den bürgerlichen Mittelstandshund wenden. Ein schwarzer behäbiger Dackel, der von seinen Pflegeeltern, einem kinderlosen Ehepaar, Mozzi gerufen wird,

zum Unterschied von dem Herrn des Hauses, den die Gattin Muschi ruft. Die Beiden sind große Hundenarren, und Mozzi ist Mittelpunkt und Hauptinhalt des Ehelebens. Schon im Stiegenhaus höre ich sein ausdrucksvolles Bellen: hau, hau, hau! Aha, heute wird Mozzi gewaschen, ein wichtiges Familienereignis, dem das Ehepaar, die Köchin und die Bedienerin, alle im Kreise hockend, anwohnen. Während Mozzi getrocknet und gebürstet wird, lasse ich mich über bürgerliche Hausmanns- oder Haushundskost informieren. Für Mozzi wird zweimal in der Woche Kuttelfleck gekauft, um eine Krone achtzig. Das wird mit Maisgrieß gekocht und soll für drei Tage reichen, aber, wie Hunde schon sind, er frißt alles auf einmal auf, denn er hat gar kein Verständnis für Streckung, Rationierung und Durchhalten. Er denkt überhaupt den ganzen Tag nur ans Essen, hat fortwährend Hunger und ist viel gefräßiger als früher, ein deutliches Beispiel, daß Haustiere die Eigenschaften der Menschen annehmen. Nun suche ich Mozzi bei seinem Bett auf. Er leckt gerade bekümmert sein Fell, und auf die Frage, ob denn das Waschen gar so unangenehm sei, erwidert er melancholisch: „Man gewöhnt sich ja an alles, aber jetzt ist das Waschen wirklich kein Vergnügen. Sind Sie schon einmal mit Salmiakgeist gewaschen worden? Für mich gibt's keine Seife, nicht einmal eine Seifenkarte. Über die Kost will ich nichts sagen, man schluckt ja im Kriege so manches hinunter. Mein Herr ist ein guter Mensch, aber schrecklich gefräßig. Die Käseschwarten nagt er jetzt so gründlich ab, daß mir nur der äußerste Rand mit den Milben bleibt. Frankfurter ißt er mit der Haut, und Schinkenspeck, den ich über alles liebe, kommt bei uns überhaupt nicht mehr vor. Ich habe schon ganz ver-

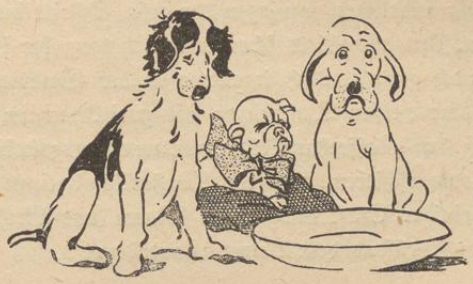
gessen, wie Schinkenspeck riecht. Was nützt es mir, wenn mein Herr mich nach dem Essen mit fettem Munde liebkost: ‚Mein armes Mozzili, mein gutes Mozzili ...', auf solche Liebkosungen belle ich." Er nagt eine Weile an meiner Stiefelsohle und fährt dann fort: „Wissen Sie, daß in diesem Hause die fleischlosen Tage streng eingehalten werden? Wie komm' ich dazu? Die Vorschriften sind doch nur für die Menschen da. Es steht nirgends geschrieben, daß Hunde am Dienstag und Freitag kein Fleisch essen dürfen. Nur zweimal im Monat ist es erträglich. Da wird nämlich eine ganze Gans gekauft, da gibt es Knochen. Ich habe mir hier unter meinem Bett noch einen Gänsekragen gehamstert. Aber, bitte, verraten Sie es meinem Herrn nicht, der kiefelt nämlich noch leidenschaftlicher und gründlicher als ich ... Warum bin ich gerade ein Wiener Hund? Ein Bekannter, der im Sommer in Ungarn war, erzählt mir Wunder. Dieses Land soll mit Schinkenbeinen und Speckschwarten noch glänzend versorgt sein ..." Mit einem resignierten Seufzer beendet Mozzi das Gespräch: „Ja, ja, den ungarischen Dackeln geht es viel besser ..."

Schließlich hatte ich noch eine kurze Unterredung mit dem Greislerhund in meiner Gasse. Er heißt selbstverständlich Nero, ist struppig, verwildert, stark abgemagert und antwortet auf die liebenswürdigste Anrede mit einem mißtrauischen, gereizten Knurren. Meine Vermutung, daß ihn sein Herr vielleicht brutal behandle, erweist sich als unrichtig: „Mein Herr, der Greisler, ist sogar gegen mich viel weniger grob als früher, denn dazu hat er doch jetzt die Kunden ... Aber die Kost! Abfälle? Daß ich nicht belle. Die Menschen essen jetzt die Abfälle selber. Höchstens, daß für mich Wruken und Burgunderrüben übrig bleiben, aber das frißt er nicht,

der Nero. Das ist möglicherweise Menschenfutter, aber keine Hundenahrung. Und wenn schon einmal auf der Straße ein Knochen liegt, sind sofort zehn andere Hunde da, und man muß darum kämpfen und sich förmlich anstellen, bis an einen die Reihe zum Nagen kommt ... Und dazu noch der Maulkorbzwang. Nichts zu essen haben, schlecht behandelt werden und den Maulkorb tragen, das ist zu viel." – Ich blicke ihm tief ins Hundeauge: „Lieber Nero, wem sagen Sie das?" ...

Der Vollständigkeit halber habe ich dann noch eine Katze interviewt, aber sie sagte in diplomatischer Weise nichts als „Grau, grau, miau." Ferner einen Kanarienvogel, der mit erregtem Piepen Höchstpreise für gelbe Rüben forderte, und schließlich einen Papagei. Er rief zwar fortwährend mit vergnügtem Tonfall: „Durchhalten, durchhalten!" sah aber dabei sehr verdrießlich drein ... Im ganzen habe ich leider keine sehr erfreulichen Eindrücke gewonnen bei dieser Wanderung über die sozialen Stufen des Hundelebens, das dem unsrigen stellenweise bedenklich ähnlich sieht. Überall Nahrungssorgen, Knappheit, Abmagerung, knurrende Sorgen und verbitterter Neid, täglicher Kampf um den Knochen, und dazu noch Maulkorbzwang – ja, es ist jetzt sehr schwer, Hund zu sein ...

(1917)



Das Märchen von der Semmel.

Ein Weihnachtsversuch.

Es gibt jetzt nämlich Kinder, viele, viele Tausende, die haben nie etwas anderes gekannt als diese böse, schwere Zeit. Sie sind während des Krieges zur Welt gekommen oder sie waren damals, als er ausbrach, noch ganz klein. Und von der Stunde an, in der sie begonnen haben, die Dinge ringsum zu ahnen und zu begreifen, haben sie immer nur das von Sorge, Not und Haß entstellte Antlitz der Welt gesehen, halten es für ihr wahres und wirkliches Gesicht und glauben gewiß, die Welt müsse so sein, wie sie jetzt ist. Sie wissen auch nicht, um wie vieles es früher, zu unserer Zeit, schöner und leichter war, ein kleines Kind zu sein. Mit einem Kreuzer in der Hand war man wohlhabend, mit einem Sechserl direkt ein Millionär und bei der Obstfrau, beim Maronibrater und beim Zuckerlmann eine beliebte und hochangesehene Kundschaft. Der erste Einkauf, den man als Kind getan hat, das war ein feierlicher, sozusagen der erste Schritt ins wirkliche Leben. Und obwohl es schon unendlich lang her ist, sehe ich mich noch ganz deutlich irgendwo in der Sommerfrische in einem blau-weißen Waschanzug mit zwei Kreuzern in der Faust auf den Kaffeehauskellner unternehmungslustig und zaghaft losmarschieren, um ein Wasserkipfel einzukaufen, und aus einiger Entfernung sehen Mama und Großmama liebevoll und prüfend dem kleinen Handel zu ...

Warum gehen mir solche kindische Erinnerungen und Sorgen durch den Kopf? Wahrscheinlich weil heute Weihnachtstag ist, und da hat auch der Kinderlose das Bedürfnis, sich irgendwie mit Kindern zu befassen, zumindest in Gedanken. Und gerade in diese stille Stimmung hinein muß jetzt das Telephon läuten. Frau Margit ist am Apparat, eine charmante und dabei wirtschaftliche junge Frau, die mich für den ersten Weihnachtsfeiertag zum Mittagessen einlädt: „Sie müssen mir aber einen kleinen Gefallen erweisen. Wir haben nämlich noch alle Hände voll zu tun, ich, das Fräulein, die Mädchen, um bis fünf Uhr mit dem Baum fertig zu werden. Sie wissen ja, wie schwer man jetzt alles zusammentrommelt. Und da möchte ich Sie bitten, daß Sie sich bis zur Bescherung ein bißchen mit meinem Buben, dem Rudi, befassen. Nur zwei Stunden lang. Gehen Sie mit ihm spazieren, erzählen Sie ihm Geschichten ... Aber ja, Sie werden es schon treffen. Sie wollen doch gleich nach dem Kriege heiraten? ... Na also, üben Sie sich einstweilen ... Punkt vier Uhr holen Sie ihn ab. Er wird schon angezogen sein. Adieu ..." Und hat schon abgeläutet.

Da kann man nichts machen. Ich werde in dem Hause gelegentlich als eine Art Aushilfsonkel verwendet, und in einer Familie, in der man jetzt noch so gut ißt, muß man sich mit den Kindern verhalten. Übrigens ist der kleine Rudi wirklich ein sehr lieber Bub und, wie der Tantenchor versichert, ungewöhnlich gescheit. Ich selbst kenne ihn eigentlich nicht näher, weil ich mit Kindern unter vier Jahren prinzipiell nicht verkehre: Ich weiß nichts mit ihnen anzufangen. Wie alt kann denn der Rudi sein: Höchstens fünf Jahre. Also auch ein Kriegskind aus der großen Zeit. Worüber spricht man mit so

einem fünfjährigen Buben? Das ist eigentlich keine leichte Aufgabe, und sie setzt mich einigermaßen in Verlegenheit. Knapp, bevor die Kinder schreiben und lesen lernen, sind sie am gescheitesten. Später, wenn sie immer mehr schreiben und lesen, gibt sich das. Und dann sind Kinder in dem Alter auch so unangenehm genau und gründlich, so sachlich: Wieso ... warum ... es ist doch ... kann denn nicht ... wenn aber ... solche spitzfindige Einwände habe ich schon gern. Es ist sogar eine sehr schwierige Aufgabe. Mit gebildeten erwachsenen Leuten kann man bald über irgendeinen Unsinn ein tiefsinniges Gespräch führen. Aber worüber spricht man mit einem fünfjährigen Buben?

Das beste ist, ich erzähle ihm einige von den alten guten Kindermärchen. Die werden hoffentlich auch dem gescheiten Rudi gefallen. Natürlich muß ich mich ein bißchen vorbereiten, und bei Grimm, Bechstein und Andersen nachlesen. Es sind prachtvolle Märchen darunter. Wie rührend ist die Geschichte vom armen Aschenbrödel, das am Herd stehen und aus der Asche Erbsen und Linsen auslesen muß ... Ob Rudi das nur verstehen wird? Mein Gott, der Bub hat doch wahrscheinlich noch nie in seinem fünfjährigen Leben eine Erbse oder Linse gesehen, und ich kann auch keine herschaffen. Erklären kann man das nicht, das muß man gegessen haben ... Na, vielleicht etwas anderes: Rotkäppchen. Aber da ist wieder von Kuchen die Rede, der für die kranke Großmutter gebacken wurde. Wahrscheinlich wurde bei Rotkäppchen weißes Doppelnullermehl gehamstert, am Ende gar ohne Ausfuhrzertifikat aus Ungarn ... Nein, durch ein solches vorschriftswidriges Märchen darf man ein kindliches Gemüt nicht vergiften. Hänsel und Gretel ist auch nicht möglich. Der leicht-

sinnige Bub streut Brotstücke auf den Weg, um ihn wieder zu finden. Brotstücke, wo doch jeder Bissen rationiert und rayoniert ist. Das ist zu unwahrscheinlich. Da würde mich Rudi am Ende fragen, ob dieser Hänsel eine Zusatzbrotkarte als Schwerarbeiter hatte. Von dem Zuckerhäuschen der Hexe gar nicht zu reden: Das kann nur im Wege des kartenlosen Schleichhandels entstanden sein. Gibts denn gar keine Märchen, in denen die Approvisionierungsfrage nicht berührt wird? Der gestiefelte Kater würde nur aufreizend wirken, in einer Zeit, in der man wegen eines Paares Fleckerlpatschen seine Anspruchsberechtigung beweisen und beschwören muß. Und die Galoschen des Glücks kommen überhaupt nicht in Betracht, denn der Artikel ist längst ausgegangen ... Oder soll ich vielleicht die Geschichte vom Hans im Glück erzählen, der einen Klumpen Gold gegen ein Pferd, das Pferd gegen eine Kuh, die wieder gegen ein Schwein und das Schwein gegen eine Gans tauscht? Bei der Geschichte riskiere ich, daß mich der gescheite Rudi mit der entrüsteten Bemerkung unterbricht: „Das ist ja Kettenhandel ..." Nein, für Kinder von heute passen die alten Märchen nicht. Sie sind unverständlich und unwahrscheinlich geworden, es fehlen die Voraussetzungen. Ich würde mich nur der Blamage aussetzen, daß mir Rudi an Hand der Vorschriften des Ernährungs- und des Volksbekleidungsamtes beweist, daß alle diese holden Märchenfiguren eigentlich Zuwiderhandelnde sind: Und wenn sie ihre Geldstrafe nicht gezahlt haben, so sitzen sie noch heute ...

Aber muß ich das Märchen denn durchaus in alten Büchern suchen? Es gibt doch ein viel näher liegendes Märchen: die gestrige, die kleinere, aber wohlschmeckendere Zeit, in der wir Erwachsenen alle noch mit einem Fuße und dem halben

Gemüte stehen, das Märchen von der reichen Fülle, vom mühelosen Genuß und von der Zufriedenheit. Ich brauche den kleinen Rudi nur bei der Hand zu nehmen, mit ihm durch die Straßen zu gehen und ihm das große Bilderbuch zu zeigen: das Märchen vom verschwundenen Wiener Leben. Der Text ist weg, aber die Illustrationen sind noch da, überall hängen noch die alten Geschäftsschilder: beim Delikatessenhändler das Stilleben von Käse, Teebutter und Tafelobst, beim Milchmeier die freundliche Kuh, die dreimal täglich frisch gemolken wird. Und erst beim Bäcker, dieses Füllhorn, aus dem sich ein wahrer Segen von Kleingebäck über die frühstückende und jausnende Menschheit ergießt: Laberln, Paunzerln, Kipferln, Weckerln und Semmeln, Kaisersemmeln, dieser primitivste und volkstümlichste Ausdruck der Friedenssehnsucht. Da ist ja das Weihnachtsmärchen, das ich suche: es war einmal eine Semmel ... Aber ich fürchte, das ist auch mehr ein Märchen für Erwachsene und nicht für Kinder von heute, die nur trockenes Kriegsbrot und Gemeindemarmelade kennen. Rudi würde ja nichts sagen, dazu ist er zu wohlerzogen, aber denken würde er sich: „Was für unwahrscheinliche Sachen einem diese erwachsenen Leute erzählen. Der Aushilfsonkel muß auch schon uralt sein."

Nein, ich geb' es auf. Ich muß bei Frau Margit leider absagen. Ich kann einem fünfjährigen Buben von heute kein Märchen erzählen, ich kann mich mit ihm nicht verständigen, denn wir sind Menschen aus ganz verschiedenen Zeitaltern. Es ist auch nicht die richtige Märchenstimmung. Die Wirklichkeit ist noch immer viel zu laut, viel zu irritierend. Erst bis die täglichen Sorgen, der Haß, die Unerbittlichkeit, bis das alles weit hinter uns liegt und unbegreiflich geworden ist,

dann lassen sich wieder schöne Märchen erzählen, je unwahrscheinlicher, je üppiger, reichlicher und zufriedener, desto besser. Heuer geht's noch nicht, aber nächstes Jahr zu Weihnachten, da geht es schon bestimmt, denn dann ist alles längst vorbei und fast vergessen und verschmerzt. Und dann lade ich mir den Rudi und eine ganze Menge kleiner Buben und Mäderln in meine Junggesellenwohnung ein, zu einer großen Kinderjause mit Schokolade, Schlagobers, Krapfen, Torten, Zuckerln und sogar Orangen. Wenn sie sich auch ein bißchen den Magen verderben, das macht nichts, das gehört dazu, zum richtigen Jungsein. Und wenn sie dann nicht mehr weiter können und mich bitten, etwas zu erzählen, dann fange ich mit meinem Märchen an: Es war einmal eine große Zeit ... oh, was für ein wunderschönes Märchen wird das sein.

(1917)

Die Freuden der Geselligkeit.

Ein Silvesterbericht.

Wie haben Sie Silvester verbracht? ... Diese Frage gehört zu den Dingen, über die man in den ersten Tagen nach Neujahr bei jedem Schritt stolpert. Das Spazierengehen, jetzt ohnedies ein unsicheres und lebensgefährliches Vergnügen, wird durch Bekannte verschärft, die einen mitten im besten Weitsprung über irgendein Schneehindernis anhalten und unerbittlich Rechenschaft fordern: wo und wie man den Silvesterabend zugebracht habe, ob in einem Lokal oder im geschlossenen Kreise, wie lang man aufgeblieben sei, ob man einheimischen oder französischen Sekt getrunken habe, lauter Fragen, die nur ein Vorwand sind, um die eigenen Silvestergenüsse aufzuzählen. Was nämlich schon einige Zeit zu beobachten ist, das konnte man an diesem letzten Abend des Jahres ganz deutlich feststellen, nicht auf der Straße, aber in geschlossenen Räumen: daß, trotz aller eingelernten und aufgezwungenen Mäßigkeit, der alte Hang zur Üppigkeit wieder auflebt, daß man sich, zur Entschädigung für die lange Hungerkur, um jeden Preis einen vergnügten Abend antun und krampfhaft möglichst viel gute Dinge genießen will. Die guten Dinge, die man jetzt bekommt, sind zwar meistens sehr schlecht, aber man ist fest entschlossen, zu genießen, möglichst lang aufzubleiben, möglichst viel zu essen, zu trinken, zu rauchen und zu lachen, weil es die anderen genau so machen

und weil man ihnen zeigen will: so fesch und lustig wie du bin ich auch.

Am schönsten und passendsten wäre es natürlich gewesen, den Silvesterabend mit sich allein zu verbringen, in den eigenen stillen vier Wänden, bei einer Flasche Wein, einem guten Buch und unter nachdenklich zurückblätternden Betrachtungen. Um Mitternacht wollte ich mir dann selbst zutrinken, mir vor dem Spiegel einen Neujahrskuß geben und mir herzlich gratulieren, daß ein Kriegsjahr wieder glücklich überstanden sei. Aber von diesem stillen Silvesterprogramm habe ich mich im letzten Augenblick durch folgende Einladung abbringen lassen: „Herr und Frau X. würden sich freuen, Sie am Silvesterabend nach dem Nachtmahl bei sich zu sehen. Es wird gebeten, eine Kleinigkeit mitzubringen." Das sind wenigstens aufrichtige Leute, dachte ich mir, die unter dem scherzhaften Anschein, ein Picknick zu veranstalten, offenbar ihren Wirtschaftsbedarf für das kommende Jahr decken wollen. Ich habe während des ganzen Krieges nicht in dem Hause verkehrt, aber sie sind immer sehr einfache und bescheidene Leute gewesen, es kann also ganz gemütlich werden. Was für eine Kleinigkeit soll man da mitbringen? Ich besitze weder Feigenkaffee, noch Kernseife oder Waschsoda oder was sonst jetzt ein Hausfrauenherz erfreut. Das Beste, ich frage mich bei der Dame telephonisch an. Worauf mir der Bescheid wurde, daß alles schon reichlich vorhanden sei, höchstens Zigaretten wären noch erwünscht, aber nur importierte. Es schien mir, als ob die Stimme dieser einfachen kleinen Frau heute so selbstbewußt und überlegen klinge — aber vielleicht waren das nur die störenden Nebengeräusche des Telephons. Die Leute sind ja so bescheiden und direkt glücklich, wenn ein gutsitzender

Smoking unter ihrem niederen Dach erscheint. Dieses anno vierzehn geschneiderte, aber noch sehr rüstige Kleidungsstück zog ich auch an, fest überzeugt, in dieser Silvestergesellschaft der Eleganteste, Fashionabelste und Wohlhabendste zu sein, und das ist ja immer das Wichtigste.

Das Dach war zwar nicht höher geworden, aber die ganze Wohnung sah merkwürdig verändert aus, das Vorzimmer strahlend hell elektrisch beleuchtet, so daß man die an der Wand hängende Tabelle des sparsamen Stromverbrauches deutlich lesen konnte. Der dienstbare Geist des Hauses, ein Mädchen für alles, trat mir, als mondäne Zofe verkleidet, entgegen und half mir aus meinem Pelz, auf den ich seit Jahren stolz bin, der mir aber neben den hier hängenden funkelnagelneuen Stadtpelzen plötzlich sehr minderbemittelt erschien. Was ist denn hier los? Ich hatte wohl gehört, daß es dem Manne im Kriege, wie so vielen, besser gehe als früher, daß er sich, wie der schöne Ausdruck lautet, geholfen habe – sollte ich am Ende unter das niedere Dach eines Kriegsgewinners geraten sein? Der Hausherr erschien jetzt in der Tür, in einem sichtlich überzahlten Smoking und preistreiberisch glänzenden Lackschuhen, und begrüßte mich mit einem herablassenden „Grüß Sie Gott, lieber Freund", wobei ich das Gefühl hatte, daß er mir gleichsam mit der Stimme gönnerhaft auf die Schulter klopfte. Drin bewillkommte mich die anmutige Hausfrau, auf allen Seiten dekolletiert wie zu einer Redoute, die Schultern, Arme und der Nacken mit der ganzen Mehlkopfquote bedeckt. Sie führte mich ins Sitzzimmer, wo ähnliche Damen saßen und mehrere sehr selbstbewußte Herren, alle im Smoking. Bloß ein feierlicher junger Mann war im Frack und gab dazu eben einen Kommentar,

indem er anmaßend sagte: „Nur der Frack ist der Gesellschaftsanzug des wahren Gentleman. Der Smoking ist nichts als ein legerer Hausanzug." Er sagte übrigens statt „Smoking" konsequent „Smoke", wodurch er sich rasch meinen Haß zuzog. Unter den Anwesenden fiel mir noch ein sehr junges Ehepaar auf, das einander keinen netten Blick und kein gutes Wort gönnte. Die Hausfrau flüsterte mir erläuternd zu: „Die beiden haben erst kürzlich aus Liebe geheiratet." Die Konversation bestand aus dem Theater- und Konzertrepertoire, im Imperfektum abgewandelt, aus Börsennachrichten, Juwelenpreisen und Semmeringberichten. Die Dame zu meiner Linken sagte schwärmerisch: „Mengelberg", und der Herr zu meiner Rechten: „Ich bin sehr fest auf Skoda", und ich erkannte, daß ich hier der Mindestbemittelte sei, in dieser Gesellschaft von Leuten, die sich offenbar durchwegs „geholfen" hatten.

Das waren die geistigen Genüsse. Wirkliches Leben kam aber erst in die Gesellschaft, als man dann zum kalten Büfett gebeten wurde. Das läßt sich überhaupt nicht beschreiben, und auch die zahlreichen Worte der Lebensmittelkarten und Ernährungsvorschriften reichen nicht aus, um dieses Büfett zu schildern. Vom weißen Salzstangel bis zur Schokoladecreme, vom Bohnenkaffee bis zum Pilsner Urquell war einfach alles da, was nicht zu haben ist. Kein Bissen, der nicht redlich gehamstert und ehrlich überzahlt war. Da sagt man immer, die Lebensmittel seien versteckt. Ist ja gar nicht wahr. Hier liegen sie ganz ungeniert und herrlich arrangiert. Eine Razzia in der Silvesternacht würde genügen, um Wien auf Wochen hinaus zu versorgen. Aber an einen solchen nahrhaften Silvesterulk denkt natürlich keine Instanz.

Mittlerweile waren im Nebenzimmer schon die Spieltische hergerichtet worden: lauschige Tarock-, Bridge- und Pokerecken und in der Mitte der Roulettetisch. Nun trat das Geld in seine Rechte, und die Konversation beschränkte sich auf die regelmäßigen Rufe: „Wer gibt?" ... „Ich passe" ... „Zwanzig Kronen auf Zero" ... „Ich hab' Vierlinge ..." Es war einfach reizend. Namentlich die jungen Frauen bekundeten einen schönen Eifer, das Geld ihrer Männer los zu wer-

den, und jeden Augenblick griff eine nach dem Banknotenhäufchen ihres Ehegemahls: „Gib mir hundert Kronen." Jetzt erst fing ich an zu verstehen, wie die gastfreundliche Aufforderung gemeint war: „Man bittet eine Kleinigkeit mitzubringen" — nämlich eine Handvoll Banknoten. So betätigte man sich bis Mitternacht, und der Eintritt des neuen Jahres wurde eilig und pflichtschuldig mit Prositrufen, Champagner, heißen Würsteln und kühlen Küssen gefeiert, wobei der junge Mann im Frack sich ans Klavier setzte und zur Weihe der Stunde

die letzten Operettenschlager spielte. Dann kehrte man sofort an die Spieltische zurück, und die Geselligkeit ging weiter: „Wer gibt?" ... „Ich passe" ... „Zwanzig Kronen auf Zero" ... „Ich hab' Vierlinge ..."

Wahrscheinlich sitzen sie jetzt noch dort und spielen. Ich habe das Ende nicht abgewartet, sondern mich ins Vorzimmer geschlichen, mir dort den schäbigsten Pelz ausgesucht, nämlich meinen eigenen, und war froh, als ich wieder auf der Gasse stand. Zwei Uhr nachts. Also hat das einen Sinn und soll das der Übergang zur Friedenswirtschaft sein? Die ganze strenge Schule der Mäßigkeit und Knappheit scheint bei manchen nur das entgegengesetzte Erziehungsresultat erzielt zu haben und darum beginnen sie das neue Jahr genau so wie sie das alte beenden: daß sie möglichst lang aufbleiben, mehr essen, trinken und rauchen, als ihnen Bedürfnis ist. Jedesmal, wenn man aus einer Gesellschaft kommt, ist die Erinnerung an die anwesenden Damen sozusagen der Nachgeschmack, der einem von der ganzen Geselligkeit bleibt, und diesmal ist er wirklich nicht sehr angenehm. Und in der zurück- und vorausblickenden Silvesterstimmung fragt man sich unwillkürlich: gibts denn nirgends mehr ein altmodisches bescheidenes, einfaches Mädchen, das mit dem Mehl kocht, statt es sich auf die Schultern und Nacken zu streuen, und das mit dem Geld ihres Mannes nicht Hasard spielt, sondern bloß wirtschaftet? ... Ich will ja gegen diese gutgelaunten und lebenslustigen mondänen Frauen nichts gesagt haben. Aber ich möchte mit keiner von ihnen glücklich verheiratet sein ...

(1918)

Wurstelprater in Moll.

Unterhaltungsversuch eines Melancholikers.

Wodurch ich so melancholisch geworden bin? Einfach dadurch, daß ich mich fortwährend unterhalten muß. Jetzt ist ja das ärgste schon vorüber, aber es war heuer sehr arg. Diese Unterhaltung wider Willen ist wirklich kein Spaß, namentlich, wenn man gewohnheits- und berufsmäßig meistens jene Theater besucht, in denen das ernste Genre gepflegt wird: Operetten, Schwänke und Possen. Bei Schwänken sitze ich immer todunglücklich auf meinem Ecksitz, betrachte verbittert den grundlosen Übermut auf der Bühne und gehe mit mir selbst Wetten ein, daß dieses und jenes jetzt unbedingt kommen muß. Jetzt wird der Komiker samt dem Diwan, unter dem er sich versteckt hat, hinausgetragen werden — wird schon getragen. Jetzt wird die komische Alte sagen: oh, ich berste — berstet schon. Und der fesche Bonvivant in Nöten: halt, ich hab's — hat es schon. Noch viel ärger ist es aber bei Operetten, die ja schon deshalb unangenehm empfunden werden, weil sie, um mit Wilhelm Busch zu reden, mit einem Geräusch, Operettenmusik genannt, verbunden sind, das sich in den Finali zu beträchtlichem Lärm steigert. Das muß so sein wegen der tragischen und erschütternden Vorgänge. In der einen Operette bricht einem Maler wegen einer Fürstin das Herz, in der anderen Operette bricht wieder ein anderer Maler das Herz eines Bauernmädchens. Und ich kann mir nicht helfen,

aber mich erschüttert und alteriert das ungemein, weil ich eben ein Gemütsmensch bin. Derart wird der bescheidene Rest Frohsinn und Lebensfreude, den die Schwankautoren mir gelassen haben, durch die Librettisten und Operettenkomponisten rücksichtslos zerstört und ich sitze als hoffnungsloser Melancholiker auf meinem Ecksitz, an der Menschheit verzweifelnd.

So ist mein Gemütszustand um diese Zeit beschaffen, wo die Saison die sympathische Absicht bekundet, zur Neige zu gehen. Der Frühling ist da, jene holde Jahreszeit, wo immer weniger Autoren längs der Rampe sprießen und dafür Veilchen und Primeln wiederholt erscheinen können und die Natur sich nach bewährtem Premierenmuster in einen Blumenhain verwandelt. Da hat auch der melancholisch gewordene Theaterbesucher plötzlich das Bedürfnis, sich irgendwo im Freien und Grünen auf harmlose Art aufzuheitern, und das beste wienerische Hausmittel gegen Trübsinn ist gleich bei der Hand: der Wurstelprater. Das ist das Richtige für mich: naive Volksbelustigungen, primitive Heiterkeit, urwüchsige Späße, dort werde ich die Saisonmelancholie gewiß anbringen.

Von Jugend- und Friedensreminiszenzen begleitet, fahre ich also an einem dieser halb verregneten Aprilnachmittage hinunter, bis zum Zirkus Busch. Hier muß die traditionelle Wurstelpraterwanderung immer beginnen. Es ist noch wenig Publikum da und folglich auch wenig Stimmung. Die Rutschbahn, die einmal ein aufregend halsbrecherisches und lebensgefährliches Vergnügen war, ist ganz verödet, weil sie offenbar unter der Konkurrenz der Straßenbahn leidet. Bei diesen Buden fehlt allerdings die wichtigste Attraktion: der

Ausrufer. Der typische Praterausrufer scheint verschwunden zu sein. Jetzt gibt es hier nur eine Art Ausrufererſatz: schwächliche, traurige Burschen, grotesk geschminkt, die sich in regungsloser Pose hinstellen, denen aber sonst nicht viel einfällt.

Irgend welche Wurstelpraternovitäten sind nicht zu sehen, bloß die alten strapazierten Rätsel, Wunder und Geheimnisse, und nur der vielbewunderte Taucher ist nicht mehr auf seinem Posten. Wahrscheinlich hat er diese romantische, aber unsichere Beschäftigung mit der eines Schleichhändlers vertauscht und derart viel rascher seinen Gewinn ins Trockene gebracht. Auch die Dame ohne Unterleib, die sich immer so vergnügt auf ihrem Postament wiegte, vermisse ich schmerzlich. Gewiß hat sie sich einem anderen Frauenberuf zugewendet, der ein ganzes Weib erfordert. Die Eintrittspreise sind überall wesentlich gestiegen, und das Sechserl, mit dem man früher einmal hier als Kind ein reicher Mann war, hat wesentlich an Kaufkraft eingebüßt. Eine einzige Tour auf dem Ringelspiel kostet

jetzt zwanzig Heller. Das „Schießen der Herr" ist noch immer halbwegs erschwinglich, aber das beliebteste Ziel, das auf dem Wasserstrahl tanzende leere Ei, fehlt. Es soll jedoch den Schießbudenbesitzern von den Approvisionierungsinstanzen eine baldige reichliche Zufuhr von leeren Eiern in Aussicht gestellt worden sein. Bloß der Watschenaff ist nicht unter die Preistreiber gegangen: die Watschentare beträgt nach wie vor unverändert drei Kreuzer, und wer seinem Unmut über die Teuerung und sonstige Zeiterscheinungen einen behördlich gestatteten Ausdruck geben will, kann sich hier ein billiges Vergnügen verschaffen. Die Wiener dürften von dieser Einrichtung heuer eifrigen Gebrauch machen, schon deshalb, weil der Watschenaff das einzige ist, was nicht teurer geworden ist

Aber das ist doch nicht die richtige Wurstelpraterstimmung. Es fehlt der Lärm, das Gedränge, der Übermut, und ich bin schon wieder im Begriff, enttäuscht meiner Wege zu gehen, als eine Kinderansammlung vor einem kleinen Gasthaus meinen Schritt hemmt. Die Kinder blicken aufgeregt durch die Lücken des Zauns, werden aber in diesem Gratisenthusiasmus bald von dem buckligen Portier gestört. Jetzt weiß ich schon, was hier los ist: hier treten „Künstler" auf. Genau so bin ich einmal von fast demselben Portier weggescheucht worden oder habe mich vor dem gefürchteten Sammelteller beschämt zurückgezogen. Später, wenn man die nötigen Kupfermünzen hat, kommt man nicht mehr hieher, weil man vor lauter Kunst nicht mehr die Zeit findet, zu den „Künstlern" zu gehen. Heute muß ich unbedingt hineingehen, das ist etwas für mich. Schon das Programm ist unwiderstehlich. Es verspricht das Auftreten sämtlicher engagierten Künstler in dem großen Drama „Zigeunerblut" oder: „Das weg-

gelegte Grafenkind". Also, wenn mich das nicht aufheitert, dann ist mir überhaupt nicht zu helfen. In dem Gasthausgarten ist ein Parkett von Kopftüchern, feldgrauen Kappen und bunten Hüten versammelt, lauter kleine Leute, die sich einen guten Nachmittag antun wollen, soweit das heute möglich ist. Vorläufig essen sie Würstel und trinken Himbeer- und Zitronkracherl dazu. Bier gibt's erst ab fünf Uhr. Die Produktionen beginnen damit, daß ein Fräulein einem schwarzen Kasten mit Pianinovergangenheit unaufhörlich Reste von Märschen und Walzern entnimmt. Sie spielt nach dem musikalischen Prinzip: gehupft wie gesprungen und blickt dabei aufmerksam in die Noten, offenbar, damit sie genau weiß, an welchen Stellen sie daneben greifen muß. Hierauf folgen Solonummern: ein Komiker mit einem verzweifelten Gesicht, eine ältliche Equilibristin in jugendlichen Seidenhöschen und ein Muskelmann und eine Muskeldame, offenbar ein Ehepaar, das sich gegenseitig das Schwerste zumutet. Nach dieser Nummer steigt ein Mann aus dem Publikum resolut über die Tische auf die Bühne hinauf, um sich zu überzeugen, ob die Hanteln auch wirklich ihr ordentliches Gewicht haben, ein Kontrollverfahren, das sich auch bei Premieren nach den Aktschlüssen manchmal sehr empfehlen würde.

Nun greift die Pianistin im Baß heftig daneben, ein Zeichen, daß die große Pantomime beginnt. Sie spielt sich zwischen einem herzigen Diandl, einem hartherzigen alten Jaga, einem jungen Jaga und dem heimkehrenden Urlauber ab und wird durch das geheimnisvolle Dazwischentreten eines frommen Einsiedlers und einer Kräuterfrau sehr spannend. Es wirken tatsächlich alle engagierten Kräfte mit, sogar die Frau, die die Billette verkauft und der bucklige Portier. Es

ist eigentlich keine reine Pantomime, denn wenn die energischen Handbewegungen nicht mehr ausreichen, vernimmt man plötzlich Ausrufe, und zwar zumeist wienerische Verbalinjurien: Lump, vardächtiga, Fallot. Wenn dann der Vorhang fällt oder richtiger rutscht, stehen aber alle wieder in tadelloser Wachsfigurenhaltung da. Sehr anheimelnd wirkt es auch, daß die Darsteller, wenn sie nicht auf der Bühne beschäftigt sind, im Gasthausgarten erscheinen und ungeniert ihren privaten Verrichtungen nachgehen. Der Urlauber stopft Zigaretten, der hartherzige alte Jaga putzt ein Paar Stiefel und der fromme Einsiedler borgt sich von einem Bekannten Geld aus.

Aber wo bleibt das weggelegte Grafenkind? Die Sache stimmt nicht, und im Laufe des zweiten Aktes entdecke ich, daß man ein ganz anderes Stück spielt: „Der letzte Schuß" oder: „Das Geheimnis der alten Kräuterwabi". Und gleichzeitig bemerke ich, daß ringsum alles vergnügt lachend ißt und trinkt, und daß ich eigentlich der Einzige bin, der tiefernst und ergriffen zuhört. Ich sehe schon, auch der Wurstelprater kann mich nicht aufheitern, und deshalb gehe ich weg, ohne den letzten Schuß und das Geheimnis der alten Kräuterwabi abzuwarten. Überdies ist es höchste Theaterzeit, heute Abend ist wieder Premiere, die unerbittliche Schwankpflicht ruft, da gibt's nichts zu lachen. Du lieber Gott, das ist ein trauriges Dasein. Mir ist eben nur auf eine Art zu helfen: alle Wiener Theater müssen Operettenbühnen werden und überall muß vom Herbst bis zum Sommer fortlaufend dieselbe Walzertragödie gespielt werden. Dann brauche ich nur einmal in jedes Theater zu gehen, weine mich am Saisonbeginn ordentlich aus und habe Ruhe. Auf diese ideale Saison freue ich mich wirklich. (1918)

Besuch aus dem Feld.

Unlängst habe ich nach sechzehn Monaten meinen Bruder wieder gesehen. Das ist natürlich nur eine ganz private Angelegenheit, ein rein persönliches Erlebnis. Aber weil jetzt Tausende genau dasselbe Erlebnis haben und es vielleicht auf eine ähnliche Weise empfinden, will ich doch davon ein bißchen erzählen. Alles, was man jetzt mitmacht, das Frohe und das Traurige, Wiedersehen und Abschied, das geht einem viel näher, wirkt tiefer, irritierender, überhaupt ganz anders als früher einmal. Wer von uns kann denn, auch im Privatleben, noch so bedächtig und gemütlich empfinden wie vor zwei, drei Jahren, in der guten alten Zeit von 1913. Es ist ein sonderbarer Zustand des Gemütes, der etwa dem eines Klaviers gleicht, auf dem zu viel und zu heftig gespielt worden ist. Kein Wunder, wenn Tasten und Stimmung, Pedal und Dämpfung nicht mehr ganz in Ordnung sind, daß der Baß zu dumpf klingt und die hohen Töne zu schrill, und wenn man einen Ton anschlägt, wollen gleich alle anderen Saiten mitschwingen. Da ist es sehr schwer, exakt und harmonisch zu spielen, und ich bitte um Entschuldigung, wenn nicht alles stimmt und ich einmal daneben greife. Ich kann wirklich nichts dafür, denn ich warte ja schon so lang auf den Klavierstimmer, der mich halbwegs in Ordnung bringt.

Mir scheint, das war schon ein kleines Danebengreifen, denn ich will ja von etwas ganz anderem sprechen, nämlich

von dem Wiedersehen nach sechzehn Monaten. Das ist eine schrecklich lange Zeit. Ich weiß nicht genau, wie viel Tage es sind, aber jedenfalls sind es einige hundert Feldpostbriefe und Feldpostkarten. Die hebt man sorgfältig auf wie wertvolle Dokumente und bei jedem Brief sagt man sich beschwichtigend: einmal muß er ja doch zurückkehren. Dann kommt ein Brief, in dem steht das tröstliche Wort: Urlaub, in Gesellschaft der Worte „wer weiß ... vielleicht ... hoffentlich ..." Dann hört man eine Woche lang gar nichts, bis eines Tages zeitlich morgens ein Einspänner vor dem Hause hält. Alles gerät sofort in die größte Aufregung. Marie I und Marie II, Köchin und Stubenmädchen, sind schon unten beim Tor, wo auch einige Nachbarn und Schulkinder teilnehmend stehen bleiben. Ich selbst blicke noch etwas unausgeschlafen hinunter: wo ist denn eigentlich mein Bruder? Ich sehe einen fremden Offizier, einen wuchtigen Oberleutnant, von oben bis unten sehr feldmäßig und in einem Mantel, den man nicht elegant nennen kann. Er befiehlt irgend etwas dem Diener, der jetzt vom Bock steigt und das Gepäck ins Haus trägt. Den Diener, den erkenne ich schon und noch rascher den Koffer. Es ist noch derselbe kleine dunkelbraune Offiziers-koffer, den wir alle so gut kennen, in dem so wenig Platz hat und in den man doch so viel Wünsche, Hoffnungen und Liebe packen kann ... Mir scheint gar, der Anblick dieses Koffers freut und rührt mich im ersten Moment mehr, als der meines Bruders — ich bin eben noch sehr unausgeschlafen.

Zunächst hat die Rückkehr des k. k. Landsturmoberleutnants die eigentümliche Wirkung, daß das ganze Hauswesen auf dem Kopf steht. Frühstück und Morgenblatt bekommt er

ins Bett, der Speisezettel richtet sich nach ihm, Marie I und Marie II sind nur zu seinen Diensten da, alles für den Herrn Oberleutnant. Ich komme überhaupt nicht mehr zur Geltung. Niemand putzt meine Schuhe, niemand kümmert sich um meine Kleider, niemand lacht über meine Witze, über die man doch schon seit Jahren lacht. Alles hört nur meinem Bruder zu, und wenn ich es versuche, auch einmal ein Wort anzubringen und ihm berichte, was für feinsinnige und geistreiche Sachen ich während seiner Abwesenheit geschrieben habe, hört er höflich, aber sichtlich zerstreut zu und erwidert: „Da ist einmal zu unserer Gruppe ein Oberstleutnant von Honved gekommen ...", da sieht man, wie der Krieg die Menschen verändert.

Wenn ich dann mit ihm ausgehe, wird die Sache noch ärger. Alle meine persönlichen Vorzüge, die mir teils angeboren, teils vom Schneider geliefert worden sind, scheinen plötzlich nicht mehr vorhanden zu sein, und ein noch so gut sitzender neuer Ulster verschwindet neben einem abstrapazierten feldgrauen Offiziersmantel, den man entschieden nicht elegant nennen kann. Die des Weges kommenden Mädchen blicken an mir vorüber und durch mich hindurch auf meinen Bruder, als ob ich Luft wäre oder eine alte Tante. Dasselbe trägt sich übrigens in unserer Küche zu, wo neben dem feldgrauen Diener die schönsten Briefträger und Monteure verblassen, umsomehr, als er sich mit heftigen Heiratsabsichten trägt und sich verloben will. Ich weiß nicht, ob mit Marie I oder mit Marie II oder mit allen beiden — das wird sich ja bis zum Friedensschluß zeigen.

Natürlich hat der nach so langer Zeit nach Wien Zurückgekehrte auch das Bedürfnis, sich ein bißchen in der Stadt

umzusehen und zu zerstreuen, und ich muß dabei den Fremdenführer machen. Wir bleiben also vor einem plakatierten Vergnügungsanzeiger stehen, um uns für den Besuch eines Theaters zu entscheiden. Die Wahl ist nicht leicht, denn ein Stück scheint besser und erfolgreicher zu sein, als das andere. Überall verkünden rote Buchstaben triumphierend die Aufführungszahl, das persönliche Auftreten des gastierenden Lieblings und das eigenhändige Dirigieren des Komponisten, da hat sich nichts geändert. Welche Operette soll man sich eigentlich ansehen? Ich kenne selbst nicht alle, aber da er sich nach dem Inhalt erkundigt, so sage ich: „Es ist halt eine Liebesgeschichte." – „Und was kommt denn in der anderen Operette vor?" – „Auch so eine Liebesgeschichte." – „Und in dieser?" – „Es dürfte überall ungefähr dasselbe sein, wie immer: im ersten Aktschluß schwören sie sich ewige Liebe, im zweiten Aktschluß ewigen Haß, im dritten Aktschluß ewige Ehe ..." – „So," sagt mein Bruder enttäuscht, „lauter Liebe – ah, dafür gebe ich nichts aus."

Am schönsten ist es aber, wenn wir spät abends in unserem altmodischen Speisezimmer beisammen sitzen. Der bunte Ofen, die schwerfälligen Kredenzen, die großen Familienbilder blicken herzlich und wohlwollend auf uns, und die alte geschnitzte Uhr an der Wand schlägt falsch wie immer, als ob sie eine längst verklungene Zeit anzuzeigen hätte, in der es auf einige Stunden mehr oder weniger nicht angekommen ist. So sitzen wir stundenlang, nach früherer Gewohnheit debattierend und spintisierend, und es tritt kaum eine Pause ein, weil ich immer wieder sage: „Wie war denn das damals? Da seid ihr noch in den Karpathen gewesen, nicht wahr?" Und

noch einmal ziehen die zwanzig Kriegsmonate vorüber, und ich verstehe das Unfaßbare jetzt viel besser, wo ich es in der menschlichen Verkleinerung eines mir nahe gehenden Einzelschicksals sehe. Alles mögliche erzählt mein Bruder, Idyllisches und Furchtbares, Heiteres und Düsteres, und dabei schaue ich ihn mir genauer an und entdecke, daß er noch immer dasselbe liebe, nervöse und kurzsichtige Konzipientengesicht hat, daß er genau der gleiche Mensch geblieben ist. Dazu schlägt die Uhr fünf, das heißt so viel wie Mitternacht und schlafen gehen.

Und auf einmal sind die vierzehn Tage um, und der Urlaub ist zu Ende. Da ist es einem, als ob man die Zeit mit lauter Nichtigkeiten vergeudet hätte, und man möchte es im letzten Augenblick gutmachen, kauft irgend was ein, übernimmt Wege und Besorgungen, weil solche kleine Liebesdienste immer das beste Mittel sind, um nicht zu verraten, wie sehr man ergriffen ist. Denn jetzt kommt wieder das böse Abschiednehmen. Der Einspänner steht vor dem Tor, der kleine dunkelbraune Koffer wird aufgeladen, der feldgraue Diener und Marie I und II winken um die Wette. Und dann noch die letzte Viertelstunde auf dem Nordbahnhof, in einem Gedränge von Urlaubern, von Einrückenden und Rekonvaleszenten, von heimkehrenden Flüchtlingen, ein Durcheinander, das auf den Abschiedsschmerz betäubend wirkt. Man spricht noch einige belanglose Worte: „Wann kommst du an? Wo wirst du frühstücken?" Doch gerade in solchen nichtigen Sätzen steckt viel mehr als in den schönsten, gefühlvollsten Worten.

Einsteigen. Aber für Zivilpersonen ist der Perron bis zur Abfahrt des Militärzuges gesperrt. Es ist vielleicht besser so, und wir wollen es auch kurz machen: „Also, lieber Gustl,

hoffentlich ..." Ja, dieses Wort kommt einem jetzt fortwährend auf die Lippen. In allen Gesprächen, allen Briefen sagen alle Menschen genau dasselbe, kein anderes Wort wird jetzt in der Welt so oft ausgesprochen, niedergeschrieben und gedacht. Und auch beim Abschiednehmen, beim letzten Blick und Händedruck spricht man stumm dieses geduldige und sehnsüchtige kleine Wort, das alles sagt: hoffentlich. (1916)

Walzermärchen.

Erinnerungen eines Nichttänzers.

Jeden Nachmittag um die Dämmerstunde kommt der alte Werkelmann in den Hof des Nachbarhauses und spielt auf seinem heiseren, kurzatmigen Instrument dasselbe Stücklein herunter. Einen jener älteren Wiener Walzer, die mit drei zögernden Tönen langsam beginnen: „Soll ich tanzen oder nicht?" um dann unbekümmert flott einzusetzen: „Ich tanz' ja schon." Mir scheint, der Walzer ist von Josef Strauß und heißt: „Mein Lebenslauf ist Lieb' und Lust." Gewöhnlich höre ich gar nicht zu und beachte die jammervoll fidel zirpenden Töne kaum. Warum muß ich gerade heute fortwährend hinhorchen, warum stört mich plötzlich dieser Walzer und läßt mich nicht weiterarbeiten? Vielleicht, weil morgen Faschingssonntag ist. Sehr nett ist dieser alte Walzer, so harmlos und sorglos vergnügt: ein Walzer aus besser approvisionierten Tagen. Mir scheint, nach dem Walzer habe ich Sechsschritt gelernt oder wenigstens vergeblich versucht, ihn zu erlernen. Ob jetzt noch immer in den Tanzschulen so eifrige und leidenschaftliche erste Versuche im Hopsen und Flirten gemacht werden? Überhaupt, was machen jetzt eigentlich die jungen Mädchen ohne Fasching? Sie zahlen bei dem ganzen Krieg am meisten drauf, denn er hat sie um etwas gebracht, wofür es keinen Ersatz und kein Nachholen gibt: um Jugend, um Tanz und hundert andere dumme Nichtigkeiten. Die einen waren damals Kinder, Backfische an der Faschingsschwelle, und die

anderen heiratsfähige Mädchen an der Schwelle des Faschingsausganges. Sie alle sind dort stehen geblieben und warten, warten seit vier Jahren auf etwas, worauf wir alle sehnsüchtig warten. Wir erwachsenen Leute nennen es normale, geordnete Verhältnisse, und die Mädchen nennen es Walzer.

Das Werkel spielt fort und fort denselben Walzer. Aber immer lauter, voller, hinreißender, und jetzt klingt es schon wie ein ganzes Orchester. Und was ist denn das: das stille, dämmerige Zimmer füllt sich mehr und mehr mit Mädchenköpfen. Ich sehe sie nur ganz unbestimmt, wie durch einen Schleier: große, neugierige Mädchenaugen, halb geöffnete frische Mädchenlippen. Sie umdrängen meinen Schreibtisch, schauen mich erwartungsvoll an und beginnen durcheinander zu fragen: „So erzähl' uns doch endlich. Was ist das eigentlich, der Fasching? Und wie geht es auf einem wirklichen großen Ball zu und auf einer eleganten Redoute? Du hast das gewiß alles mitgemacht, sonst wärest du an den Schläfen nicht so grau ...“ Sind ja recht liebenswürdige junge Damen. Was kann ich armseliger Nichttänzer im Ruhestande ihnen vom Fasching erzählen. Ich kann höchstens in die Lade der Erinnerungen greifen, wo die Andenken an meine kurze Ball- und Redoutenkarriere aufbewahrt sind: Autogrammfächer, Tanzkarten, Kotillonorden, Damenspenden, eine Seidenmaske. Lauter gehamsterte Faschingserinnerungen. Das ist doch hoffentlich noch erlaubt? Erinnerungen sind ja jetzt das einzige, was man wirklich besitzt und was nicht kontrolliert und beschlagnahmt werden kann . . .

In der Erinnerung, meine lieben jungen Damen, ist natürlich alles viel schöner. Damals, als ich noch Bälle gewohn-

heits- und pflichtgemäß mitmachen mußte, war es mir immer sehr unangenehm. Todunglücklich bin ich an der Wand gestanden und habe die bittersten menschen- und tanzfeindlichsten Betrachtungen angestellt: „Kann es etwas Sinnloseres geben, als sich, mit einem weiblichen Wesen behaftet, um die eigene Achse zu drehen? ... Ich hoffe, meine Lebensgefährtin nicht zwischen Garderobe und Estrade des Sophiensaales zu finden ... Der Fasching ist kurz, die Eh' ist lang ..." Überhaupt, der liebe, gute, alte Sophiensaal, der geht mir wirklich sehr ab. Was für eine reine, frische Luft man dort eingeatmet hat. Und dann das blendende Bild: das dunkle Grün der Blattpflanzen, die Rosengirlanden, Lichterketten, die funkelnden Diademe. Ich möchte sehr gern wissen, wie es den Blattpflanzen und Rosengirlanden jetzt geht. Und einmal möchte ich noch einen Patronesseneinzug und eine Eröffnungsquadrille erleben. Zu jener Jugend, die sich nach dem Abzug der Patronessen zu ihrem Rechte verhalf, habe ich allerdings nie gehört, sondern mich immer mehr als Patronesse gefühlt und bin auch bald abgezogen. Übrigens war das ganze Tanzen, der ganze Ballapparat immer nur ein Vorwand, um den heiratsfähigen jungen Leuten und Mädchen Gelegenheit zu geben, sich kennen zu lernen. Denn zu dieser Zeit bestand die Ansicht, daß man die seelischen und häuslichen Vorzüge eines Mädchens nirgends besser kennen lernen könne, als im Verlaufe einer Quadrille oder eines Walzers. Die Rosenketten, die die Saaldecke zierten, schlangen sich nach der Pause nur allzubald dauerhaft um dieses und jenes Paar. Es war der reinste Rosenkettenhandel ...

Noch einmal greife ich in die Lade der Erinnerungen und eine kleine grüne Karte bleibt mir in der Hand: Volks-

theaterredoute anno 1914, die letzte Friedensredoute. Warum ich mir gerade diese Karte aufgehoben habe? Keine Ahnung. Ich weiß auch nicht mehr, was der Buchstabe L bedeutet, den ich draufgeschrieben habe. Jedenfalls eine heftige und unvergeßliche Redoutenleidenschaft, nur der Name fällt mir nicht ein. Von mancher ewigen Liebe bleibt einem nur der Anfangsbuchstabe, und das genügt ... Aber mir scheint, das interessiert Sie nicht, meine lieben, jungen Damen? Sie möchten etwas Positives hören, wie es auf einer Redoute zugegangen ist. Das ist sehr schwer zu schildern. Im allgemeinen war es immer so: die jungen Frauen sind sich schrecklich verrucht vorgekommen, und die Herren haben sich gelangweilt. Man ist drei, vier Stunden lang angestrengt unverstanden, verständnisvoll, neckisch, geistreich und frivol gewesen, hat die Richtige vergebens gesucht und ist, um nicht allein zu bleiben, mit der Unrichtigen umhergegangen. Was mögen jetzt wohl diese unverstandenen Redoutendamen machen und wie betätigen sie jetzt ihre Koketterie und Verruchtheit? Wahrscheinlich kokettieren sie mit dem Delikatessenhändler, der ihnen Goudakäse verspricht, oder intrigieren den Herrn Fleischhauer oder Kohlenhändler. Und an stillen Faschingsabenden wenden sie Kleider und legen Eier ein ... es ist eine schöne Zeit.

Der Werkelmann hat längst aufgehört zu spielen. Er spielt ja immer nur zehn Minuten lang, das ganze war also nur eine Walzertäuschung, eine Faschingshalluzination. Im Zimmer ist es still und dunkel, keine Spur von Mädchenaugen, Mädchenlippen. Besser so, ich hätte mich vor ihnen nur blamiert. Es gibt Dinge, die man unmöglich theoretisch erklären kann, die man mitmachen muß. Und während ich

hier über das Faschingsproblem grüble, haben es die jungen Mädchen dieser Zeit auf sehr praktische Art längst gelöst: sie heiraten. Eifriger und schneller als je, ohne beschwerlichen Umweg durch den Sophiensaal und meistens ganz ungeniert aus Liebe. Offenbar ist die Ehe der beste Faschingsersatz, und wenn die jungen Leute den Walzer schon nicht tanzen dürfen, so wollen sie ihn wenigstens erleben: Mein Lebenslauf ist Lieb' und Lust... Merkwürdig, wieviel in diesem altmodischen Walzer, den der Werkelmann jeden Nachmittag drunten im Hof herunterspielt, enthalten ist und was er zu erzählen weiß, wenn man einmal aufmerksam zuhört. Er klingt wie ein Gleichnis des Faschings und des ganzen Jung- und Verliebtseins. Zuerst drei langsame, zögernde Töne: „Soll ich tanzen oder nicht?" Und dann der unbekümmerte, glückselige Einsatz: „Ich tanz' ja schon..." (1918)

Die neue Valuta.

Eine alltägliche Geschichte.

Jeden Nachmittag, wenn Herr Vinzenz Posch aus dem Amt in seine am äußersten Rande des Alsergrundes gelegene Wohnung heimkehrt, gerät er beim Franz Josefsbahnhof in den Strom der Reisenden, die eben mit dem aus Tulln eingelangten Personenzug angekommen sind. Es ist wirklich ein reißender Strom, der immer um diese Stunde den weiten Platz plötzlich überschwemmt und sich dann bei den Straßenkreuzungen und den Haltestellen in Wirbeln staut und teilt. Aber man glaubt beinahe, mehr Gepäck als Menschen zu sehen: Koffer, Kisten, Körbe, Bündel und Rucksäcke, Kannen und Flaschen, und es ist schon von außen zu erkennen, was darin sein mag, Erdäpfel, Fett, Milch oder sonst einer dieser Leckerbissen, die hier hinter dem Rücken der Vorschriften und vor der Nase der Aufsichtspersonen täglich heimlich importiert werden. Gebeugt schleppen die kleinen Selbst- und Doppelversorger ihre kostbare Last, hasten atemlos zur nächsten Straßenbahn, um den Schatz in Sicherheit zu bringen, kleine Kinder helfen der Mutter tragen. Alle diese Menschen haben dasselbe abgehetzte, sorgenvolle und aufgeregte Gesicht, aus allen Mienen spricht die nämliche bescheidene Genugtuung: wieder eine Woche gesichert.

Herr Vinzenz Posch geht an all dem mit einem äußerlich nicht wahrnehmbaren Kopfschütteln vorüber. Nicht daß er neidig und mißgünstig wäre. Er weiß genau, daß diesen

kleinen armen Leuten die Zubuße, die sie sich selbst bewilligen und verschaffen, wohl zu gönnen ist. Aber unstatthaft ist es, und wer am Rucksackverkehr teilnimmt, handelt nicht nur gegen die Vorschriften, er ist auch auf Heimlichkeiten, auf Gefälligkeiten, Gunst und Wohlwollen angewiesen, lauter Dinge, die zum Wesen und Charakter des Herrn Vinzenz Posch absolut nicht passen. Er ist altmodischerweise mit seinen Begriffen von Rechtlichkeit und Korrektheit im Jahre 1914 stehen geblieben und glaubt, daß alles das, was angeordnet, gedruckt und plakatiert wird, auch wirklich so gemeint ist und befolgt werden muß. Herr Posch hat sich in keiner Weise dem betriebsamen heutigen Leben angepaßt, die bewährtesten Listen, Schliche und Kniffe sind ihm fremd und durch beruhigende amtliche Mitteilungen fühlt er sich wirklich beruhigt — mit einem Worte, er ist ein unmöglicher, altmodischer Mensch.

Es gibt nämlich solche Menschen, mehr als man glaubt. In dieser riesigen Stadt, mit ihren vielfachen Beziehungen und Zusammenhängen leben Tausende ganz abseits ein einschichtiges Dasein. Meistens sind es ältere Junggesellen, alte Fräulein, Pensionistenwitwen, Leute ohne Anhang, ohne Ansprache, um die sich niemand kümmert und die sich nichts verschaffen können. Sie sind Bemittelte, die viel zu wenig haben, Gutsituierte, denen es recht schlecht geht, die aber viel zu stolz, zu schamhaft und wohl auch zu ungeschickt sind, um irgendeine Aushilfe in Anspruch zu nehmen. Die Welt weiß nichts von ihnen und denkt nicht an sie. Höchstens, daß man sich ab und zu in Gesprächen nach Tisch oder im Kaffeehaus für eine Weile dieser einschichtigen Existenzen besinnt und erstaunt fragt: Wovon leben jetzt solche Leute?

Herr Vinzenz Posch ist das typische Exemplar eines Großstadteinsiedlers. Er lebt von dem, was er offiziell bekommt, also sehr schlecht. Sein Frühstück besteht aus schwarzem Kriegskaffee mit Saccharin, einer dünnen Scheibe Kriegsbrot mit Gemeindemarmelade. Seine Mittagspause zerfällt in zwei Teile. In der ersten Hälfte irrt er als eine Art Speisekarten-Odysseus unstet von einer Gasthaustür zur andern, studiert, vergleicht, wo man heute ausgiebiger oder um eine Krone billiger essen kann, in der zweiten Hälfte schlingt er das Essen hastig und ungemütlich hinunter, wobei auf jeden Bissen drei Gewissensbisse kommen. Denn es bedrückt Herrn Posch sehr, daß trotz aller Aufbesserungen und Zulagen sein Gehalt merkwürdigerweise immer kleiner wird, und je mehr Banknoten er zu sich steckt, desto weniger kriegt er dafür. In seiner Weltfremdheit weiß er gar nicht, daß längst eine neue Valuta eingeführt worden ist, eine Währung, in der nicht mit Geld gezahlt wird, sondern mit praktischen Tauschmitteln, mit Waren, Beziehungen, mit Liebenswürdigkeit und sogar mit Gefühlen. Ab und zu ahnt er ja etwas von dieser Valutaregulierung, beispielsweise, wenn er jemandem ein Trinkgeld geben will und die Antwort erhält: „Gnä' Herr, könnt' i net lieber a Zigarrl haben?" Auch in den Geschäften, im Umgang mit Bureaukollegen und mit Frauen, in jedem Gespräch, in der ganzen Tonart, überall ist die neue Valuta zu spüren: was hast du und was gibst du mir dafür? Und als Herr Posch sich unlängst im Gasthause eine Mehlspeise bestellen wollte, fragte ihn der Kellner: „Haben der Herr Mehlkarte — oder vielleicht ein paar Zigaretten?" Seitdem meidet er dieses Gasthaus wie die Sünde, denn für solche Dinge ist er nicht zu haben, und außerdem besitzt er auch keine

Zigaretten. Der einzige Vorrat, den Herr Posch unangetastet besitzt, ist seine Unbescholtenheit, seine Korrektheit — er schaut aber auch danach aus.

Eine Zeitlang kann man ja auf diese Art leben. Aber wenn ein allerletztes Kriegsjahr nach dem anderen vergeht und ein Entscheidungssommer nach dem anderen ins Land zieht, dann wird die Sache doch ungemütlich. Man kann wenig essen, man kann beinahe gar nichts essen und standesgemäß hungern, aber kleiden kann man sich nicht scheinbar oder nur stellenweise. Die Sache gestaltet sich eines Tages katastrophal, indem das treueste Paar Schuhe, das Herr Posch besitzt, schadhaft wird. Ahnungslos, wie er schon ist, geht er damit schnurstracks zum Schuhmacher und sagt: „Bitte, machen Sie mir neue Sohlen." Der Schuhmacher ist mit Vergnügen dazu bereit, gegen Geld, gute Worte, Leder und Lebensmittel. Wie bekommt man Leder? Gegen Lebensmittel. Herr Posch geht zaghaft auf der schiefen Ebene des Tauschhandels weiter und erkundigt sich, wie man Lebensmittel bekommt. Nur gegen Tabak. Aber wie bekommt man Tabak? Nur gegen Zuckerln. Und als er endlich im Zuckerlladen angelangt ist, sagt das Fräulein, süß lächelnd: „Zukkerln sind vorläufig ausverkauft, aber für ein Paar Sohlen brauche ich dringend Leder." So daß Herr Vinzenz Posch wieder genau dort steht, von wo er ausgegangen ist, und erschüttert den geschlossenen Ring des Tauschhandels erkennt, den unerbittlichen Kreislauf der neuen Valuta.

Es wird immer ärger. Die Zahlen auf den Speisekarten vergrößern sich, während man sie liest. Die eine Hälfte der Rationen wird gekürzt und die andere nicht ausgefolgt. Noch immer begegnet Herr Posch nachmittags dem Strom der

heimkehrenden schwerbeladenen Rucksackreisenden, aber jetzt vermag er sich nicht einmal mehr zu einem innerlichen Kopfschütteln aufzuraffen und er fühlt, wie sein Charakter mehr und mehr korrumpiert wird. Bis er eines Tages den düsteren Entschluß faßt, auch einmal auf die Hamsterpartie zu gehen. So einschichtig und weltfremd Herr Posch ist, hat er doch da und dort gehört, was die Bauern verlangen: Zucker, Kaffee, Tabak, Petroleum, und glücklicherweise hat er sich davon in den letzten Monaten ein kleines Quantum zusammengespart. Er packt seinen Rucksack und geht eines Sonntags zeitlich früh zum Franz Josefsbahnhof. Bei der Lokalzugskasse ist schon ein arges Gedränge, Herr Posch wird von zwei energischen Vorstadtdamen umfassend flankiert und muß ihrem eifervollen Gespräch zuhören. Der Dialog ist derart verteilt, daß die eine fortwährend aus ihren reichen Hamstererfahrungen erzählt, während die andere bloß kleine Zwischenrufe macht: „Na so was, i bitt' Ihna, hör'n S' auf, is dös a Zeit." Die Erfahrene erzählt, daß die Bauern jetzt Zucker, Kaffee, Tabak und Petroleum nicht mehr als Tauschmittel anerkennen. Das bringt ihnen ein jeder, davon haben sie schon zu viel, das brauchen sie nicht mehr: „Wissen S', was die Bauern jetzt verlangen? Kleider, Stiefel, Wäsch': Leintücher, Polsterziechen, auf dös san s' wie narrisch. Was soll m'r tun, i bring heut' a Wäsch' hinaus. Von mein Lentscherl ihrer Aussteuer hab' i drei Leintücher wegg'nommen. Wann er's gern hat, heirat er's trotzdem. Besser, 's Madel hat drei Leintücher z'wenig, als sie is blutarm ... hab' i net recht?"

Als Herr Vinzenz Posch diese Weisheit aus Volksmund vernahm, da wurde ihm ganz eigen zu Mute und er kam sich mit seinen armseligen Tauschmitteln im Rucksack ungemein

hilflos und rückständig vor. Woher sollte er, der möblierte Herr, Leintücher nehmen? Für ihn war es viel zu spät, mit diesen schlichten Landleuten in Handelsbeziehungen zu treten, denen das Hemd des Mitmenschen näher ist als sein Hunger, die genau wissen, wo den Großstädter der Schuh drückt und ihn deshalb ausziehen wollen... Und wie wird das weitergehen, was werden die Bauern nächstes Jahr verlangen: vielleicht eine komplette Wohnungseinrichtung, Perserteppiche, einen Bücherkasten mit Konversationslexikon und allgemeiner Bildung. Zum größten Erstaunen aller anwesenden Rucksäcke gab Herr Posch seinen günstigen Platz im Gedränge auf und entfernte sich beschämt und resigniert. Für ihn war es ganz zwecklos, sich auf diesem Bahnhof anzustellen, denn den Zug dieser Zeit hatte er ohnehin schon längst versäumt...

So endet die sehr alltägliche Geschichte von Herrn Vinzenz Posch, dem älteren Junggesellen und kleinen Beamten, dem korrekten, einschichtigen Menschen ohne Beziehungen und ohne Vorräte, dem Ehrenmann alter Währung. Und wenn er an seiner Korrektheit nicht gestorben ist, so lebt er noch immer genau so weiter, geht um dieselbe Stunde aus dem Amt, bleibt beim Bahnhof stehen und richtet seine Uhr, das einzige an ihm, was mit der heutigen Zeit übereinstimmt. Die Welt weiß nichts von ihm und kümmert sich nicht um ihn, höchstens daß sie ihm eine Steuermahnung, einen Sammelbogen, einen Erlagschein in den Briefkasten wirft: „Auch an Euer Hochwohlgeboren ergeht die Aufforderung, das Ihrige beizutragen..." Dann denkt aber wieder lang niemand an ihn und seine Existenz. Nur ab und zu sagt irgendwer nach Tisch oder im Kaffeehause behaglich staunend: Wovon leben solche Leute jetzt?... (1918)

Das alte Notizbuch.

Kleine Ausgaben einst und jetzt.

In alten Laden und Fächern zu kramen, das war nie eine so interessante und lehrreiche Beschäftigung wie jetzt. Man entdeckt da die merkwürdigsten und wertvollsten Dinge: ausrangierte Lackschuhe, gerunzelt wie eine Denkerstirne, deren sich damals kein Trödler erbarmen wollte und die nun wieder zu hohen Korsoehren gelangen; unmöglich bunte und gemusterte Krawatten, in einem geistesumnachteten Moment gekauft, die man damals nicht einmal angezogen hätte, um eine Korrespondenzkarte einzuwerfen, jetzt sind es herrliche und aparte Stücke, mit denen man in jedem Kriegsgewinnersalon tiefen Eindruck machen kann. Aber es gibt noch bessere alte Dinge, die zwar äußerlich keinen gestiegenen Marktwert haben, in denen jedoch das unwiederbringlich verlorene Leben von gestern wohlverwahrt und eingeschlossen ist wie ein kostbarer Duft in einer Kapsel. Nun öffnet man die Kapsel nach langer Zeit, und das ganze Zimmer ist sofort erfüllt vom milden, süßen Duft des gestrigen Lebens. Eigentlich handelt sich's um gar keine Kapsel, sondern um ein kleines Notizbuch aus dem Jahre 1911. Es ist ein kleines, schwarzgrün eingebundenes Heft, das die Schulbuben Vokabelheft nennen und früher um fünf Kreuzer gekauft haben. Mir hat es zu einem doppelten Zweck gedient. Auf der einen Seite trug ich allerlei Aphorismen und Gedankensplitter ein,

wie das schon manchmal vorkommt: wenn man keine Gedanken hat, dann splittert man sie. Es waren ungemein tiefsinnige Bemerkungen eines behaglich verbitterten Frauenkenners. „Kein Mensch vermag nach zwei Richtungen auf einmal zu blicken, nur eine Frau kokettiert mit zwei Männern zugleich. Die Frauen sind ja Rätsel, aber meistens von der Art, wie man sie in den Witzblättern findet, wo die Antwort verkehrt gedruckt darunter steht. Auch um das Frauenrätsel zu lösen, genügt es, den Kopf zu verdrehen ..." Viel interessanter und gehaltvoller ist aber die andere Seite des alten Notizbuches. Hier ist praktische Frauenkenntnis zahlenmäßig notiert oder mit anderen Worten: es ist ein Verzeichnis der täglichen kleinen Ausgaben. Man hat früher ab und zu solche plötzliche Gewissenhaftigkeits- und Genauigkeitsanfälle gehabt und gewöhnlich zu Neujahr das Bedürfnis empfunden, ein neues Leben zu beginnen und jeden Kreuzer aufzuschreiben. Nach vierzehn Tagen hat man die Sache immer wieder aufgegeben, weil das Leben dadurch doch nicht leichter wurde. Aber jetzt zeigt sich erst der Wert dieser angefangenen Ausgabenbücher. Schon lang habe ich nichts mit so viel Interesse, Staunen, Neid und Rührung gelesen wie diesen kleinen Ausschnitt aus dem Jahre 1911. Kopfschüttelnd fragte ich mich: das war ich einmal und so habe ich damals wirklich gelebt? Und wie mein eigener Enkel bin ich vor dem alten Notizbuch gesessen.

Soviel war mir sofort beim ersten Durchblättern klar: ich scheine damals ungemein flott und leichtsinnig gewirtschaftet zu haben, und zwar, soweit sich das aus dem diskreten Notizbuch noch feststellen läßt, in Gesellschaft einer kleinen Freundin, die ihre Jugend in vollen Zügen genießen wollte: also nicht in Straßenbahn- und Stadtbahnzügen, sondern im Auto-

taxi. Dieser Ausgabsposten kehrt jeden zweiten Tag wieder: Auto 1 K 80 h, Auto 2 K 30 h, Auto 1 K 60 h, Beträge, mit denen heute ein Tramwayhabitué nicht sein Auslangen findet. Diese Autopassion kommt mir jetzt wie ein Märchen vor, und man sieht's mir nicht mehr an, daß ich einmal soviel Benzin verbraucht habe. Jetzt habe ich nicht das kleinste Fläschchen Benzin im Hause. Was sage ich Benzin: nicht den bescheidensten Fettfleck. A propos Fettfleck: auch von Nachtmählern ist in dem Notizbuch sehr oft die Rede. Die Beträge schwanken zwischen 3 K 20 h und 6 K 70 h, was mir ganz unfaßbar ist, da ich mich nicht entsinnen kann, die junge Dame zum Würstelmann soupieren geführt zu haben. Wohin ist das alles entschwunden, die Nachtmähler zu zweit, die zuvorkommenden Hummern, die liebenswürdig geölten Oberkellner, die für 20 Heller Trinkgeld „Herr Doktor" und für 40 Heller „Herr Baron" sagten. Überhaupt, wie billig war es damals, um seiner selbst willen geliebt zu werden ...

Dieses alte Notizbuch weiß die unwahrscheinlichsten Altwiener Sagen zu berichten: von einem Dienstmann, der einen Weg um 40 Heller verrichtet hat, von einem Zahnarzt, der um 5 Kronen zwei Zähne plombiert hat, von einer Hose, die um 60 Heller und von einem Zylinder, der um 20 Heller ausgebügelt wurde. Dieser Zylinderposten kommt auch sehr oft vor, offenbar im Zusammenhang mit Redouten, von denen das Notizbuch schlicht erzählt: Fahrt, Garderobe, Champagner 4 K 50 h — das waren Orgien. Ein toller, üppig lebenslustiger Abend in der Bar ist mit 3 Kronen verbucht. Die Eintragung: Hut, Frühjahrskleid, Handschuhe 147 Kronen ist ein schlichtes Denkmal wahrer aufopfernder

Liebe. Je länger ich in dem alten Notizbuch blättere, desto mehr Hochachtung bekomme ich vor meiner Vergangenheit. Anno 1911 scheine ich wirklich ein nobler, eleganter Mensch gewesen zu sein und so weit möchte ich es gern wieder bringen.

Um aber die ganze Wehmut voll auszukosten, habe ich dann noch das Ausgabenbuch von 1918 daneben gelegt. Seit dem 1. Jänner trage ich darin mit selbstquälerischem Ehrgeiz jede Kleinigkeit, jeden Heller ein oder richtiger jeden Zwanzigkronenschein. Und wenn ich nun von einem Notizbuch zu dem anderen blicke, scheint es mir unfaßbar, daß ein Mensch und seine Lebensführung sich im Laufe von sieben Jahren bis zur Unkenntlichkeit verändern können. Von Zylindern, Dienstmännern, Redouten und Autos ist in dem Notizbuch von 1918 kein Wort enthalten, aber umsomehr vom Allernotwendigsten und Gewöhnlichsten, vom Kampf mit den größenwahnsinnig gewordenen Kleinigkeiten. Alles, was wir seit Jahresbeginn an Mindest-, Richt- und Höchstpreisverordnungen, Abbauversuchen, Irrtümern, Mißgriffen und Versäumnissen durchgemacht haben, das spiegelt sich ganz deutlich in dem kleinen Notizbuch. Diese bescheidenen privaten Aufzeichnungen werden plötzlich zu einem lehrreichen Wirtschaftsdokument, zu einem Sammelwerk unserer Steigerungen und Teuerungen, die man eigentlich in übersichtlichen Kurven darstellen müßte. Beispielsweise die Butterkurve: sie beginnt bei 35 Kronen, 55 – 70 – 80. Man beachte den Sprung um 20 Kronen: das war damals, als die Grünfütterung und die reichlichere Milchproduktion begann. Oder die Nachtmahlkurve: 14 – 19 – 27 – 41 – es sind direkt Fiebertemperaturen der Teuerung. Auf diese Art ließen sich

noch alle möglichen Kurven aufzeichnen: Obst-, Salami-, Handschuh- und Krawattenkurven, eine graphische Darstellung der Kriegswirtschaft, in der sich nur ein Geometer oder ein Kriegsgewinner zurechtfindet. Und dabei habe ich noch nie so sparsam, zurückgezogen und schäbig gelebt, noch nie so einschichtig und ledig. Wer kann sich denn heutzutage noch ein Nachtmahl zu zweit erlauben. Nicht nur die Mayonnaisen und die Oberkellner, auch die Mädchen haben sich zu unserem Nachteile verändert. Früher, in den billigen Zeiten, da waren sie alle so bescheiden und genügsam, wollten nicht in die Speisekarte blicken und zirpten: „Nein, ich danke, was Sie wollen, es ist mir ganz egal. Ich esse abends nie viel, höchstens einen Bissen." Jetzt zirpen sie nicht und danken nicht, sie schauen auch nicht weg, sondern vertiefen sich in die Speisekarte wie in den Börsenbericht, bestellen selber, erkundigen sich bei der Vorspeise, ob es Mehlspeise gibt und essen mit einem Eifer, als wollten sie beweisen, daß das moderne Weib die vollwertige Nachtmahlgefährtin des Mannes ist. Und wenn sie endlich satt sind, sagen sie: „Heute habe ich einen wundervollen Fuchs gesehen, echtfärbig und so billig — in drei Monaten wird er das Doppelte kosten." Und nach einer Weile wird bereits der bewilligte echtfärbige Fuchs mit einem Liter Wein zu 16 Kronen begossen. Dagegen ist nichts zu machen: um nachtmahlen zu gehen, muß man einen Fuchs haben und wenn man einen Fuchs hat, muß man nachtmahlen gehen. Und nach jedem solchen Abend ist es mir klar, daß ich eigentlich hätte Diplomat werden sollen, denn meine Tätigkeit ist jetzt eine rein diplomatische: fortwährend Noten wechseln und zum Schluß draufzahlen ...

Nein, es hat gar keinen Zweck, ein Ausgabenbuch zu

führen, weder für den Augenblick, noch für später. Denn wenn einmal mein Enkel, der mir wegen seiner Überlegenheit schon jetzt sehr unsympathisch ist, das alte Notizbuch von 1918 in die Hand bekommt, dann wird er staunen, den Kopf schütteln und sich vielleicht über seinen Großvater noch sittlich entrüsten. „Gut, es war Krieg," wird er sich denken, „es war Teuerung und Mangel, aber deshalb braucht man doch nicht derart aufzuhauen und fortwährend Gelage zu feiern. Und weiß Gott, was er nicht aufgeschrieben hat, mein Herr Großpapa. Der alte Herr muß ein ordentlicher Lump gewesen sein ..." (1918)

Die Flucht in die Häuslichkeit.

Betrachtung am Herbstbeginn.

Das ist die richtige Zeit, um wieder einmal älter zu werden: die Tage zwischen Sommer und Herbst. Denn mit dem Älterwerden ist es eine eigene Sache. Es geschieht nicht gerade am Geburtstag und auch nicht allmählich im Laufe von dreihundertfünfundsechzig Tagen, sondern ganz plötzlich, mit einem fühlbaren Ruck. An irgendeinem stilleren, beschaulicheren Tage spürt man deutlich, wie sich mit sanftem Druck ein neuer Jahresring ansetzt. Und meistens sind es nichtige Kleinigkeiten, ein Klang, ein Hauch, eine Erinnerung, durch die es einem unversehens zum Bewußtsein kommt. Man sitzt beispielsweise um die Stunde, wo es dämmert, im Zimmer und sieht in den vergehenden schönen Tag hinaus. Oder ein Werkel spielt irgendwo in der Ferne ein dummes Wiener Lied, das vor zehn Jahren lustig und übermütig war. Oder es gehen ganz junge Leute vorüber, mit glatten Gesichtern und dichten Schöpfen und sind, unbekümmert um die große Zeit, wundervoll gut gelaunt. Da spürt man plötzlich beklommen: dies alles gehört nicht mehr dir. Das alles entgleitet dir mit jedem Tage mehr und mehr und ist nicht festzuhalten: die sorglos schönen Tage, das lustige Werkellied, die glatten Gesichter und ihr unbekümmertes Lachen. Du selbst bist ausgeschaltet, mußt dich mit der passiven Rolle des Zuschauers und Zuhörers begnügen und fortan von der Alterrente der Erinnerungen zehren . . .

Sentimentale Herbstanwandlungen ... natürlich, weiter nichts. Aber man soll sie nicht gleich verscheuchen. Man kommt ja ohnehin so selten dazu, eine Weile still da zu sitzen, ins Unbestimmte zu schauen und in sich selbst hinein zu horchen. Eine kurze seelische Atempause tut einem schon dringend not: einmal übers Mittagessen und Nachtmahl hinausdenken, einmal sich für eine Weile absentieren von den anmaßenden und zudringlichen Nichtigkeiten des täglichen Lebens. Denn woraus besteht dieses tägliche Leben seit vier Jahren? Aus Hast und Hetzjagd, aus Nervosität und Gereiztheit, aus Gehorchen und Schimpfen, Schwindeln und Erlisten, aus Geld und Brot. Aber einmal muß man sich doch wieder besinnen, daß das Leben noch aus etwas anderem besteht, als aus Vorschriften und Kundmachungen und daß Rechnen und Steuerzahlen und Essen nicht seine höchsten Güter sind. Aber dazu ist es nötig, für eine Weile herauszutreten aus dem Kreise der scheinbar auf freiem Fuße befindlichen Häftlinge der Alltagssorge und unbeteiligt zuzusehen. Dann erst findet man Zeit und Muße für sich selber. Ein nachdenkliches Zurückblättern: wie war es und wodurch ist alles so gekommen? Und ein neugieriges Vorausblättern: was steht dir noch bevor? Mit einem Wort: ein bißchen altern.

Es ist gar nicht so arg, das Altern, nämlich das freiwillige Altern, es ist sogar eine ganz angenehm elegische, nette Beschäftigung. Namentlich um diese Zeit, im Herbst, wo diese Stadt nach den einstimmigen Versicherungen älterer einheimischer Lyriker und Novellisten am schönsten sein soll. Aber man spürt beim besten Willen nicht viel von dieser Schönheit. Bei jedem privaten oder beruflichen Schritt in

die Öffentlichkeit hat man das unbehagliche Gefühl: es fängt nicht gut an. Die Mängel, Knappheiten und Teuerungen, die Schlampereien, Ärgernisse und Zumutungen setzen heuer noch schärfer ein als sonst. Und hat man den Arbeitstag glücklich hinter sich, dann steht man an dem zwecklos schönen Herbstabend ratlos vor der Frage: wo verzweifelt man heute abend? Ganz egal, wo man spaziert oder sich niederläßt, es ist überall ungefähr dasselbe: im Restaurant, wo rechtschaffene Menschen bei Hochstaplerpreisen hungern, im Luxuskaffeehaus, wo sich der bescheidene Kriegsverlierer neben den rätselhaft gut gekleideten neuen Besuchern nicht sehen lassen kann, im krampfhaft lustigen Kabarett, in der grundlos übermütigen Bar, überall dasselbe trübsinnige Genuß- und Unterhaltungsschema, überall dieselbe unerschwinglich und ungemütlich gewordene Öffentlichkeit, die im Grunde nur aus Überfüllung, Gedränge und Lärm besteht, aus Banknotenkonkurrenz, Gereiztheit und schlechten Manieren. Wenn das schon jetzt, am Saisonbeginn, so unerträglich ist, wie wird das erst im November oder im Jänner sein? Es ist einfach nicht auszudenken. Nein, als ob die ganze Stadt in fremde Hände geraten wäre, die mit ihr machen, was ihnen beliebt. Das gewesene Wien, in dem wir zu Hause und ansässig zu sein wähnten, ist einfach verschwunden, hat sich beschämt zurückgezogen und ist nur noch da und dort zwischen den eigenen vier Wänden zu finden.

Das sind dieselben vier Wände, vor denen man in den Jahren knapp vor dem Kriege eine so merkwürdige Angst gehabt hat. Zu Hause bleiben, den Abend ganz simpel und still bei sich selbst verbringen, das galt damals als unmöglich und rückständig. Jeden Anlaß benützte man, um aus den vier

Wänden in die Öffentlichkeit zu fliehen, von einem Lokal ins andere zu bummeln und möglichst spät schlafen zu gehen, das war damals fesch, modern und weltstädtisch. Wer hat noch heute solche Ambitionen, wer möchte sich heute mit seinen Sorgen in diese irritierende Öffentlichkeit flüchten? Auch hier hat sich eine große Umkehr vollzogen: man sehnt sich nach der eigenen Wohnung, man flüchtet sich in die Häuslichkeit, die so ziemlich noch das einzige ist, was man aus den Friedenstagen retten und bewahren konnte. Welche Wohltat, ein Stubenhocker zu sein und ein Spießerleben zu führen, welches Glück, von der Welt nichts zu wissen und gründlich zu „versumpern". Die eigenen vier Wände sind heute ein Ersatz für Restaurant, Kaffeehaus, Kabarett, Bar und Feste, für alles, wovon draußen nur mehr die Dekorationen stehen. Ein noch so bescheidenes Abendessen zu Hause, eine Kartenpartie oder ein Gespräch mit Freunden, die man nach Tisch bei sich sieht, ist allen fragwürdigen Genüssen der Öffentlichkeit unbedingt vorzuziehen. Und am besten ist vielleicht ein ganz stiller, einsamer Abend, den man mit sich allein verbringt, in Gesellschaft eines Glases Wein, einer guten Zigarre und höchstens noch eines alten, oft gelesenen Buches. Ein-, zweimal ist es sogar wunderschön. Aber auf die Dauer scheint es doch nicht das Richtige zu sein. Der Wein ist erstklassig, die Zigarre vortrefflich, das Buch gediegen, und dennoch fehlt etwas: jemand, mit dem man über das Buch sprechen, dem man zutrinken und den man anrauchen kann. Mit einem Wort, es fehlt die richtige Resonanz der Behaglichkeit . . . um Gottes willen, sollte das am Ende eine Frau sein, eine bestimmte Frau, also geradezu eine eigene Gattin?

So ist der Mensch. Wenn's ihm gut geht, wenn er sein

gutes Buch, seine herrliche Zigarre und seinen guten Wein hat, eine angenehme Wohnung und absolute Ruhe, dann freut ihn das alles erst recht nicht und er will noch etwas dazu haben. Einen Partner, und zwar justament einen weiblichen, obwohl ihm der doch gewiß fortwährend sagen wird: rauch' nicht so viel, trink nicht so viel, lies nicht so viel, und noch sonstige Ruhestörungen verüben wird. Es scheint aber doch nicht gar so merkwürdig und absonderlich zu sein, denn in vielen einsamen Stuben werden jetzt solche Träume und Pläne gesponnen. Das muß irgendwie in der Luft und in der Zeit liegen. Die einschichtigsten und hagestolzesten Charaktere gehen jetzt offenkundig oder heimlich auf Freiersfüßen, jeden zweiten Junggesellen ertappt man auf Ehegedanken, alle wollen um jeden Preis heiraten oder richtiger gesagt, trotz jedes Preises. Natürlich lassen sich ähnliche Beobachtungen auch auf der Damenseite machen, aber da sind sie nichts Neues. Die jungen Mädchen waren, wenn es sich ums Heiraten handelte, von jeher intensiver, geschickter und zielbewußter bei der Sache, denn es ist ja schließlich, trotz aller neuen Frauenberufe, ihr eigentliches und rentabelstes Metier. Wogegen die Männer in Heiratsdingen immer mehr oder minder ungeschickte Dilettanten sind, die nicht recht wissen, wie sie es anfangen sollen. Man könnte sagen: die Männer suchen und die Mädchen finden. Ob es aber auch der oder die Richtige ist? Darüber zerbricht man sich jetzt kaum den Kopf. Wenn man einmal ernstlich heiraten will, dann gibt es erstaunlich viele Richtige, und gewiß hat es noch so viele Richtige gegeben wie heute. Ist ja auch kein Wunder. Durch die ganzen Miseren sind ja die Männer so wirtschaftlich und häuslich geworden, so dankbar, genügsam und treu — es sind beinahe zu viele

gute Eigenschaften für einen Ehemann. Auch die bereits vorhandenen Ehen sind, trotz aller Ehebruchsausnahmen, viel glücklicher oder zumindest einträchtiger geworden. Der geschworene Junggeselle, der leidenschaftliche Ehe- und Weiberfeind, das sind lauter aussterbende Typen, auch der alte Stammgast, dem der fürsorgliche Oberkellner die Gattin und der Stammtisch den Familienkreis ersetzte. Sie alle entdecken eines meistens nicht sehr schönen Tages, daß es doch besser ist, die unsicheren und strapaziösen Ärgernisse des Gasthauslebens mit den verläßlicheren und bequemeren des Ehelebens zu vertauschen. Für jeden kommt dieser psychologische Augenblick. Bei dem einen ist es der Anblick der Tafel: „Wegen Mangel an Lebensmitteln ...", der andere ist durch den fehlenden Straßenbahnanschluß um seine abendliche Behaglichkeit gebracht und da er nicht zu Fuß gehen will, beeilt er sich, die Überfuhr nicht zu versäumen ... So hat jeder seine tieferen seelischen Heiratsmotive.

Ganz im Ernst: es wird jetzt wieder eifrig geheiratet. In den ersten Kriegsjahren, da hat man sich nur verlobt und das übrige auf einen unbestimmten Termin verschoben: nach Kriegsschluß hieß es anfangs. Später kürzte man den Termin: bis man eine Wohnung gefunden hat, bis das Einrichten billiger wird. Aber alle diese Termine sind nicht abzuwarten. Die Wohnungen werden immer seltener, die Einrichtung immer kostspieliger, und da man in dem für einen längeren Aufenthalt nicht bequem genug eingerichteten Wartesaal der Verlobung nicht endlos sitzen will, steigt man schließlich in den ersten besten Zug ein und heiratet drauf los. Man wohnt in einer Pension oder in der Garçonniere des Mannes, ißt einmal bei der Mutter und einmal bei Mama, worunter immer

die Schwiegermutter zu verstehen ist und führt überhaupt ein ganz gemütliches Junggesellenleben zu zweit, ohne sich viel um die weitere Zukunft zu kümmern. Man heiratet geradezu wieder aus Neigung und Sympathie, und oft ist die Mitgift so bescheiden, daß man schon von wahrer Liebe sprechen kann. Das ist das merkwürdige Resultat dieser von Haß und Geld erfüllten vier Jahre: Zunahme der Liebesehen. Und das ist eigentlich gar nicht merkwürdig, sondern ganz natürlich. Denn die Menschen, die sind im allgemeinen sanft, friedlich und gut, und nur der Gebrauch, der jetzt von ihnen gemacht wird, der ist recht miserabel ...

Das sind so stille Anwandlungen am Herbstbeginn: Herbstanwandlungen, Heiratsanwandlungen, ein kurzer Moment des Besinnens, ein Zurück- und Vorausblättern, ein sanftes Älterwerden. Und vielleicht sind diese Stimmungen des Einzelnen nichts als ein Gleichnis für das Ganze, ein Bild der vom täglichen Töten und Hassen längst angewiderten Welt, die sich aus der häßlichen Kriegsöffentlichkeit in die Häuslichkeit des Friedens flüchten möchte. Vielleicht ist das, was wir durchgemacht haben, der Kampf um Freiheit, Gerechtigkeit und Macht nichts als ein tragischer Irrtum, ein furchtbarer Umweg zum Ausgangspunkt: zur Arbeit und Menschlichkeit. Dort ist die Menschheit vom Kriege überrascht und überfallen worden und dorthin sehnt sie sich wieder zurück. Nicht dieses heutige Leben für alle anderen und nur für den Staat, nicht dieser gewaltsame und anbefohlene Altruismus ist das wahre Leben, sondern nur jenes, in dem man ungehindert und ungestört ein Einzelner sein darf.

Und aus der ganzen Welttragödie ergibt sich als End-

weisheit nur diese bescheidene bürgerliche Sehnsucht: in seinen vier Wänden zu sitzen, dem Rauch der Zigarre nachzusinnen und über ein Buch in zwei liebe Augen zu blicken: horch, wie still es ist . . . (1918)